

Die Neuordnung der kommunalen Grenzen in Oberschlesien

Von Dr. jur. Alois Badura

Seit längerer Zeit wird das Problem einer notwendig gewordenen Neuordnung der kommunalen Grenzen des oberschlesischen Industriegebietes erörtert. Das lebhafteste Interesse, das die Öffentlichkeit an den Aufgaben zeigt, die den Städtebauern, Verwaltungsjuristen und Kommunalpolitikern hier gestellt sind, ist verständlich; denn die neu zu schaffende Organisation wird die wirtschaftliche und kulturelle Zukunft von Industrieoberschlesien bestimmen. Weil die unhaltbar gewordene Situation durch die neue Grenzziehung geschaffen wurde, ist das Problem der Neugliederung in erster Linie ein Grenzlandproblem. Aber darüber hinaus sind hier Fragen zu lösen, die überall dort auftauchen, wo sich im eng gewordenen deutschen Raume die Masse Mensch besonders beängstigend zusammenballt. Im westdeutschen Industriegebiet ist man bekanntlich ebenfalls an der Arbeit, eine umfangreiche Neugliederung durchzuführen. Oberschlesien wurde durch die Abstimmungszeit in seiner kommunalen Entwicklung stark beeinträchtigt. Außerdem hat die ohne Rücksicht auf das organisch Gewachsene erfolgte Zerstückelung des oberschlesischen Kraftzentrums ein Chaos erzeugt, das eine völlige Neuorientierung in städtebaulicher und verkehrstechnischer Hinsicht erfordert. Die oberschlesischen Verhältnisse liegen also viel komplizierter als die im Ruhrgebiet. übereilung würde nur schaden. Weil ganz Deutschland an einer möglichst glücklichen Ausgestaltung der kommunalen Verhältnisse des Grenzlandes Oberschlesien interessiert ist, weil weiter das schwer geprüfte oberschlesische Volk eine erstrenliche Zukunft verdient, kann man nur hoffen, daß bei dem Reformwerk ganze Arbeit geleistet und daß die Tätigkeit den besten Kennern der oberschlesischen Fragen und erstklassigen Fachleuten anvertraut wird.

Bisher ist von den Technikern, also vor allem von den Städtebauern, gründliche Vorarbeit geleistet worden. Die Techniker haben den Aufgabenkreis aufgezeigt, der eine Neuordnung verlangt, weil die vorhandenen Organisationsformen keine einheitliche Lösung zulassen. Bisher hat jede städtebauliche Gesamtplanung für das eine Einheit bildende oberschlesische Wirtschaftsgebiet gefehlt. Jetzt ist für die Städte Gleiwitz, Hindenburg und Beuthen und den Landkreis Beuthen ein zunächst vorläufiger einheitlicher Bebauungsplan aufgestellt worden. Vor allem galt es dabei,

genügend Siedlungsland festzulegen und überhaupt in das Ganze System zu bringen. Die Arbeit der Techniker ist allerdings auch noch nicht beendet. Im oberschlesischen Landesplanungsverein ist die vorbereitende Organisation geschaffen, von der die einheitliche technische Gliederung planmäßig weiter bearbeitet wird.

Die Techniker haben außerdem eine ganze Reihe notwendiger Einrichtungen, die für das gesamte Gebiet gedacht sind, nachgewiesen. In ihrer Grundhaltung geht die im Zusammenwirken der drei Bauräte Stütz, Schabig und Dr. Wolf entstandene vorläufige Gesamtplanung von dem Gedanken aus, daß das deutsch-oberschlesische Industriegebiet für die deutsche Wirtschaft so intensiv wie möglich nutzbar gemacht werden müsse, ohne daß mit der Bevölkerung Raubbau getrieben werde.

Man ist dabei, einen großzügigen allgemeinen Verkehrsplan aufzustellen und damit einem der schlimmsten Übel des gegenwärtigen Zustandes abzuweichen. Schließen sollen Siedlung und Arbeitsstätte verbinden. Der Industrie soll ausreichend Raum für ihre Entwicklung gelassen und für eine Ansiedlung neuer Industriearten bestmögliche Bedingungen geschaffen werden. Auch an dem Plan einer einheitlichen Freiflächengestaltung wird gearbeitet. Aber damit ist auch nur ein Teil der Zukunftsaufgaben, die den Technikern vorschweben, genannt. Stadtbaurat Dr. Wolf faßt die Grundtendenz des technischen Problems Industrieoberschlesien in folgenden Worten zusammen: „Rein städtebaulich betrachtet, muß künftig jede technische Maßnahme, die von einer der drei Städte oder dem Landkreis Beuthen innerhalb des städtebaulichen Interessengebietes getroffen oder für die Zukunft vorbereitet wird, so erfolgen, daß sie sich dem Zukunftsbild einer städtebaulich-einheitlichen Gesamtlösung organisch einfügt.“

Die Techniker haben die Aufgaben, die in Industrieoberschlesien zu leisten sind, nicht nur in ihrer lokalen Bedeutung erfaßt. Es ist erfreulich, daß sie bei ihrer Arbeit das gesamtdeutsche Ostproblem im Auge behalten. In einem Gutachten, das Gustav Langen über die vorläufige Gesamtplanung abgegeben hat, wird das Problem der Neuordnung in den Rahmen der gesamten ost- und südosteuropäischen Wirtschaft gestellt. „Solange die Ostgrenze noch feindlich verschlossen ist“, schreibt Langen, „haben wir die Aufgabe, vom oberschlesischen Kraftzentrum aus unsere ganze Ostgrenze zu stärken, wirtschaftlich und kulturell zu beleben und uns für die friedliche Wirtschaftsaufgabe zu rüsten, die wir einmal mit unserer ganzen Ostfront in den Nachbargebieten zu leisten haben. Für diese deutsche Zukunftsaufgabe ist die Neuordnung in der Dreistädtecke Gleiwitz-Hindenburg-Beuthen der unentbehrliche Anfang.“

Damit kommen wir schon zu der bisher ungelösten Frage nach der juristischen Form des zu schaffenden Kommunalgebildes, durch das die einheitliche Gestaltung des oberschlesischen Industriegebietes verwirklicht werden soll. Die Techniker bevorzugen

naturgemäß eine Lösung, die ihnen in dem einheitlichen Vorgehen die freieste Hand läßt, also die dezentralisierte Einheitsstadt, wie sie Dr. Wolf vorschwebt. Aber — so muß man sich fragen — kann das Technische allein bei der Bestimmung der kommenden kommunalen Verwaltungsform ausschlaggebend sein? Sind nicht an erster Stelle auch noch andere Momente, die sich daraus ergeben, daß die Verwaltung doch schließlich der Menschen wegen da ist, zu berücksichtigen? Die maßgebenden Regierungsstellen bemühen sich gegenwärtig, eine glückliche Antwort auf diese Fragen zu finden.

In der letzten Zeit ist jedoch noch einmal eine neue Wendung in der Debatte eingetreten. Durch sie wurde die finanzielle Seite des Problems gebührend in den Vordergrund gerückt. Bekanntlich sind die Steuerzuschläge im oberschlesischen Industriegebiete sehr labil. Je nach der wirtschaftlichen Potenz der Kommunen sind z. B. die Gewerbesteuererläge sehr hoch oder sehr niedrig. So müssen in Hindenburg ungewöhnlich hohe Gewerbesteuererläge gezahlt werden, während es andererseits auch wieder reine Steueroasen gibt. Die Unterschiede erscheinen auf den ersten Blick ungerechtfertigt und ein Schlagwort, das man als Teilprogramm der allgemeinen Neuordnung immer wieder hört, fordert denn auch eine Steuervereinheitlichung für das ganze Gebiet. Einen Vorteil von dieser Vereinheitlichung hätte also an erster Stelle Hindenburg, diese etwas künstlich geformte junge Großstadt. Man hofft auf diese Weise die heutige Finanzmisere dieser Stadt zu beheben. Es fragt sich nur, ob den Nachbargemeinden ein derartig kameradschaftliches Eintreten zugemutet werden kann. Da zeigt sich nun, daß die Industrie, die im Grunde die Leidtragende bei einer Steuervereinheitlichung wäre, so energisch wie nur irgend möglich protestiert. Sie befürchtet durch einen Lastenausgleich eine Verschlechterung ihrer ohnehin schon schlechten Lage und beginnt zu der entschiedensten Art von Selbsthilfe zu greifen, die sich nur denken läßt, sie wandert ab. Schon vor längerer Zeit ging die Nachricht durch die Presse, daß die Verwaltung von Giesches Erben die geplante Elektrolytzinkhütte außerhalb des oberschlesischen Industriegebietes zu errichten gedenkt. Jetzt hat die Gräfl. Schaffgott'sche Verwaltung beschlossen, umfangreiche, ursprünglich für den Industriebezirk gedachte Neuanlagen, vor allem eine große Kokerei und eine Stickstofffabrik nicht im eigentlichen Industriegebiet, sondern an der Oder bei Deschowitz zu erbauen. In der „Ostdeutschen Morgenpost“, dem Organ, das der oberschlesischen Schwerindustrie nahesteht, wußte Chefredakteur Chadewaldt zu melden, daß die Industrie zu dieser radikalen Stellungnahme, die geeignet ist, den Lebensnerv des oberschlesischen Industriegebietes zu treffen, aus der Furcht vor einem allgemeinen Lastenausgleich als Folge einer kommenden Dreistädteeinheit getrieben wurde.

Die Industrie ist der ausschlaggebende Faktor in dem neu zu ordnenden Gebiet. Auf

ihre Verhältnisse muß daher, wenn sich die Abwanderungstendenz nicht zu einer völligen Umschichtung des Gebietes fortsetzen soll, weitgehendst Rücksicht genommen werden. Die oberschlesische Industrie hat heute schon schwer genug zu ringen. Ihr fehlen vor allem billige Transportmöglichkeiten. Wenn man ihr an Stelle der notwendigen Hilfsmaßnahmen neue Belastungen auferlegt, kann die Neuordnung nicht den Weg zu einer glücklichen Entwicklung weisen. Aus dieser Feststellung ergibt sich die Notwendigkeit, bei Reformplänen alle die Möglichkeiten fortzulassen, die einen allgemeinen Lastenausgleich ohne Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse zur Folge hätten, d. h. eine Sanierung Hindenburgs auf Kosten von Beuthen, Gleiwitz und dem Landkreis Beuthen kann nicht in Betracht kommen. Für die neu zu schaffende Organisation darf vielmehr die Aufnahme Hindenburgs keine Mehrbelastung der übrigen aufzunehmenden Kommunen bedeuten.

Wie kann nun eine befriedigende Lösung der finanziellen Fragen und damit die Voraussetzung einer günstigen Neuordnung gefunden werden? Darauf dürfte es nur eine Antwort geben. Hindenburgs Not ist Grenzlandsnot und sie zu beseitigen kann allein Aufgabe des Reiches und Preussens sein. Hindenburg kann nur durch außerordentliche, durch den vorliegenden Ausnahmezustand gerechtfertigte staatliche Zuschüsse saniert werden. Eine staatliche Sanierung würde außerdem bewirken, daß die Stadt Beuthen, die heute dem Vorhaben einer Neuordnung noch sehr skeptisch gegenübersteht, für ein gemeinsames Vorgehen gewonnen wird.

Bleibt noch zu erwägen, welche Organisationsformen für die Neuordnung in Frage kommen. Die beiden Lösungen, die heute noch ernsthaft in Betracht zu ziehen sind, heißen: Dreistädteeinheit oder Großkreis. Zweckverbände, die früher auch vorgeschlagen wurden, schalten aus. Der Zweckverband ist zwar für die Lösung einzelner gemeinschaftlicher Aufgaben verschiedener Kommunen eine zweckmäßige Organisationsform. Die gemeinschaftlich zu lösenden Aufgaben des Industriegebietes sind aber so zahlreich, daß eine Lösung durch Zweckverbände zu einer heillosen Zersplitterung führen würde. Selbst eine dem Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk nachgebildete Organisation reichte nicht aus.

Gegen die dezentralisierte Einheitsstadt mit etwa 400 000 Einwohnern sprechen Bedenken prinzipieller Art. Überall, wo von der Organisation überbevölkerter Industriegebiete die Rede ist, taucht die Frage auf, ob die Entwicklung vom Landkreis zur Großstadt so unbedingt gefördert werden soll. Es ist im Grunde das Problem der modernen Verwaltungsreform überhaupt, das sich hier zeigt. Es heißt: Zentralisation oder Dezentralisation. Diese Frage hat natürlich auch bei der westdeutschen Neugliederungsvorlage eine erhebliche Rolle gespielt. Dabei wurde von den Verwaltungsfachleuten stets energisch betont, daß jede künstliche Entwicklung zur Großstadt vermieden werden müsse, und daß der preussische Landkreis auch in Industriegebieten ein brauchbarer Selbstverwaltungskörper sei. Oberpräsident Dr. Lukaschek und Landrat Dr. Urbanek, zwei Verwaltungsbeamte, die mit den Verhältnissen in dem Städtedreieck aufs Beste

vertraut sind, haben immer wieder darauf hingewiesen, daß „die kommunalen Individualitäten der im Industriegebiet vorhandenen Gemeinden, insbesondere der Städte, aber auch des vor Aufgaben ungewöhnlicher Art gestellten Landkreises zu ausgeprägt seien, als daß im gegenwärtigen Zeitpunkt die Verschmelzung der über eine Strecke von 25 km sich ausbreitenden Räume zu einer einzigen Stadt in Betracht käme.“ Diese Feststellung muß entschieden bestimmender sein, als die technischen Notwendigkeiten; denn eine Lösung zu wählen, die dem Willen der zu Verwaltenden widerspräche, hieße einen der wesentlichsten Verwaltungsgrundsätze unbeachtet lassen.

Entfällt aber der Plan einer Einheitsstadt, so bleibt als erstrebenswerter Organismus eigentlich doch nur der Industrie-Großkreis, wie Dr. Lukaschek ihn vorschlägt. Ungewöhnlich wäre die zu seiner Bildung erforderliche Eingliederung der drei kreisfreien Städte in den Landkreis. In der Theorie ist für den Großkreis als industrielle Siedlungsform schon wiederholt Propaganda gemacht worden. Eine sondergesetzliche Regelung wird für Oberschlesien ohnehin erfolgen müssen. Warum soll man es da nicht wagen, eine neue Organisationsform zu wählen, auf die die lokalen Verhältnisse ebenso hinweisen wie sehr beachtliche theoretische Erörterungen?

Allerdings müßten der Selbstverwaltung in dem oberschlesischen Großkreise stärkere Zugeständnisse gemacht werden, als sie in dem gewöhnlichen Landkreise verwirklicht sind. Das wäre schon aus dem Grunde erforderlich, weil der Großkreis mit Hilfe der Kompetenz-Kompetenz, d. h. der Möglichkeit, sich die Grenzen der kommunalen Betätigung selbst zu bestimmen, viel stärker als die gewöhnlichen Landkreise in das Leben der einzelnen Kommunen eingreifen würde. Verankert man den Gedanken der Selbstverwaltung genügend, dann wird der Großkreis für Industrieoberschlesien eine Organisationsform sein, die den örtlichen Zuständen gerecht wird und dem Postulat der modernen Verwaltungsreformatoren ebenso entspricht wie den unvergänglichen Richtlinien des Freiherrn von Stein.

Anmerkung. Aber die technischen Fragen, die bei der Neuordnung zu berücksichtigen sind, unterrichtet am besten das vor kurzem erschienene Werk der drei Stadtbauräte, das auch das Gutachten von Reg.-Baumeister Langen enthält „Dreistädteeinheit Gleiwitz-Hindenburg-Beuthen und Landkreis Beuthen“. Zu den verschiedenen Organisationsmöglichkeiten nimmt die Broschüre: „Oberschlesische Dreistädteeinheit?“ Kritik und Abwehr von Landrat Dr. Urbanek und Oberpräsident Dr. Lukaschek Stellung. Von den Veröffentlichungen in der Presse seien erwähnt: Oberschlesische Dreistädteeinheit von Prof. Walter Hartleb, im „Oberschlesier“, Mai 1929. Das oberschlesische Städteproblem „Germania“, Mittwoch, 9. Mai 1928. Hans Schadewaldt in der „Ostdeutschen Morgenpost“ Dreistädteeinheit! Nr. 172 vom 23. Juni 1929. Dreistädteeinheit oder Industriegroßkreis? Nr. 179 vom 30. Juni 1929. 40 Millionen wandern ab! Nr. 186 vom 7. Juli 1929. Dr. Alois Badura in „Schlesische Volkszeitung“: Für und wider die oberschlesische Dreistädteeinheit 26. Mai 1929. Dreistädteeinheit, Zweckverband oder Großkreis? 18. Juli 1929. Zum Studium der Verwaltungsaufgaben: Dr. Stordt: Großkreise als industrielle Siedlungsform. 1925 Berlin-Friedenau. Prof. Dr. Hans Peters: Zentralisation und Dezentralisation. Berlin 1928.

Der Bildhauer Julius Hoffmann in Ratibor

Von E. dell' Antonio

Der Reichsverband der bildenden Künstler Deutschlands, der 8700 Mitglieder hat, ist der Ansicht, daß heute in Deutschland etwa 12 000 Maler und Bildhauer leben, deren überwiegender Teil dem ursprünglich ausgeübten Beruf untreu geworden ist. Viele Künstler haben „ihren Betrieb umgestellt“ und sind in verwandte Berufe abgewandert. Nach Ansicht des Reichsverbandes gibt es heute in Deutschland höchstens 50 Künstler, denen es gelungen ist, so bekannt zu werden, daß sie jeder wirtschaftlichen Notlage entzogen sind. Neben diesen gibt es noch einige Hunderte — der Reichsverband schätzt, daß es etwa 5 von 100 sind —, die über ein leidlich sicheres Einkommen verfügen; weitaus die größte Mehrheit der bildenden Künstler ist auf Unterstützung angewiesen und diese Unterstützung fehlt. Dem Reichsverband standen im vorigen Jahre für diesen Zweck RM. 140 000 zur Verfügung, wahrhaftig nicht zuviel, wenn man bedenkt, daß mehrere tausend Künstler davon unterstützt werden müssen.

An der wirtschaftlichen Not der bildenden Künstler sind zum Teil die jetzigen wirtschaftlichen Schwierigkeiten schuld, die auch in anderen Berufen bitter empfunden werden. Nach allen Kriegen, sowohl nach dem 30jährigen, wie auch nach den Befreiungskriegen, waren für die bildende Kunst immer schlechte Zeiten, und nach dem verlorenen Weltkrieg ist es heute in Deutschland für die bildende Kunst noch schlimmer als in anderen Ländern. Aus der Kunstgeschichte wissen wir, daß selbst ein berühmter Bildhauer wie Canova nach dem Napoleonischen Kriege keine Aufträge mehr hatte und daß damals in Venedig auch die tüchtigsten Bildhauer arbeitslos waren.

Bedauerlich ist es, daß nicht allein die als Künstler ausgebildeten Bildhauer, sondern auch die handwerklich ausgebildeten zum größten Teil ohne Arbeit sind. Diese sind deswegen arbeitslos, weil sich die Stilrichtung nach dem Kriege in der Innenarchitektur und bei den Möbeln bedeutend geändert hat; man liebt die ruhige Fläche und „die Form ohne Ornament“. Man mag die Möbel nicht mehr mit Schnitzereien schmücken und läßt lieber die ruhige Fläche wirken. Dadurch sind die handwerklichen Holzbildhauer, die zu 90 vom 100 die Herstellung solcher Möbelschnitzerei erlernt hatten, brotlos geworden.

Die Arbeitslosigkeit im Bildhauerberuf kommt aber auch zum Teil daher, weil die bisherige Ausbildung der Bildhauer zu einseitig war. Der Kunst-Bildhauer lernte auf der Kunstschule wohl Köpfe und Äkte modellieren, hatte aber selten Gelegenheit, auch in Holz zu schnitzen und in Stein zu hauen. Wenn ein solcher akademischer Bildhauer

die Kunstschule verließ, konnte er vielfach die Aufträge, die er in Stein oder Holz ausführen sollte, nicht annehmen, weil er eben das Holzschnitzen und das Steinhauen nicht gelernt hatte; und für das, was er auf der Schule gelernt hatte, Kopf- und Äktmodellieren, waren Aufträge nicht vorhanden. Der Holzbildhauer, der die Möbelauflagen schnitzen gelernt hatte, konnte aber keine künstlerische Arbeit übernehmen, wie etwa einen geschnitzten Kronleuchter, einen Wegweiser, Firmen- oder Ladenschilder, geschnitzte Truhen, Grabkreuze oder eine geschnitzte Kirchenfigur, weil er nicht Entwerfen gelernt hatte.

Darum müssen für die Bedürfnisse der heutigen Zeit Bildhauer ausgebildet werden, die das Handwerkliche und das Künstlerische gleichermaßen beherrschen. Ein Bildhauer muß in Holz schnitzen und in Stein hauen, er muß einen Kopf und Äkt modellieren können, er muß imstande sein, einen Kronleuchter, ein Grabkreuz oder eine kirchliche Figur selbständig zu entwerfen und auch in Holz zu schnitzen oder in Stein zu hauen. Bildhauer mit einer solchen Vorbildung sind heute selten, und ein solcher ist Julius Hoffmann in Ratibor. Er hat bei einem Meister zunächst die handwerkliche Holzschnitzerei erlernt und die Gesellenprüfung als Holzbildhauer abgelegt und kam dann als Gehilfenschüler an die Holzschnitzschule in Bad Warmbrunn, um sich im Holzschnitzen weiter auszubilden.

Von dort ging er auf die Akademie nach Dresden, um bei Prof. Wrb a das Künstlerische in der Bildhauerei zu erlernen, wobei der künstlerische Einfluß von Prof. Albiker nicht ohne Spuren blieb.

Der Besuch der Münchener Akademie in der Klasse von Prof. Wackerle vervollständigte seine künstlerische Ausbildung. Da seine Mutter in Ratibor lebte, zog er dorthin und gründete eine eigene Bildhauerwerkstätte. Wie immer in solchen Fällen, hatte auch er zuerst mit wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Es stellten sich aber bald Aufträge ein, und heute hat er bereits mehrere größere Aufträge auszuführen, darunter drei große Figuren für das Kreis-Krieger-Denkmal in Ratibor.

Wenn die Behörden und andere maßgebende Stellen diesen Bildhauer weiter mit Arbeiten beauftragen, so würde er sicherlich dem Berufe nicht untreu werden, weil er die gute handwerkliche und künstlerische Ausbildung als feste Grundlage zur Ausübung des Bildhauerberufes hat. Besonders die kirchlichen Behörden in Oberschlesien sollten einen solchen Bildhauer öfters mit kirchlichen Figuren beauftragen, anstatt Gipsfiguren von den „Kunstanstalten“ aus München und Düsseldorf zu beziehen, die zu Duzenden hergestellt werden und oft kaum einen Kunstwert haben. Dadurch würde ein guter Bildhauer gefördert und die Kirchen brauchten sich nicht mit den Fabrikwaren belasten.

Auch gelegentlich von Ehrentagen werden von Vereinen und Innungen billige Dugendwaren als Ehrengabe überreicht, während bei einem solchen Bildhauer eine sinnvolle Originalarbeit bestellt werden könnte. Gerade solche Aufträge sind es, die auf den Künstler befruchtend wirken und ihm immer wieder neue Anregung geben.

Die in diesem Hefte abgebildeten Arbeiten dürften wohl genügen, um zu zeigen, daß der Bildhauer Julius Hoffmann solche Aufträge durchaus selbständig und eigenartig gestalten kann. Der frisch und lebendig modellierte Kopf seiner Mutter zeigt eine feine Beobachtungsgabe, verbunden mit gut geschultem künstlerischen Können. Eine solche Büste kann sich auf einer Ausstellung neben den besten Arbeiten unserer heutigen deutschen Bildhauer sehen lassen. Wenn auch heute im allgemeinen der Lichtbildner genügt, um die Gesichtszüge eines Menschen festzuhalten, so gibt es aber auch Köpfe, die von Bedeutung genug sind, um von einem guten Bildhauer dargestellt zu werden. Eine solche Bildhauerarbeit ist dann für später schon deswegen viel wertvoller als ein Lichtbild, weil man den Kopf von allen Seiten beobachten kann und er dadurch für die Nachwelt einen besonderen Wert hat. Leider wird vielfach der Kopf eines bedeutenden Menschen erst nach dem Tode, nach der Totenmaske, angefertigt; man sollte aber mehr die noch Lebenden vom Künstler gestalten lassen, denn nur dann ist die Gewähr geboten, daß auch die Darstellung Leben ausstrahlt, wie es auch bei diesem Kopfe der Fall ist.

Die Darstellung des in diesem Hefte abgebildeten männlichen Kopfes war für den Bildhauer nicht leicht, weil in diesem Alter keine besonders ausdrucksvollen Züge vorhanden sind. Durch die Art und Weise, wie hier der Künstler modelliert hat, wirkt der Kopf trotzdem reizvoll und lebendig.

Bei der Skizze zur Kriegererehrung zeigt Hoffmann eine neue Möglichkeit, wie eine solche Kriegergedenktafel ausgeführt werden kann. Durch die Anordnung der vielen Köpfe im knappen Raum wird der große Krieg kraftvoll und mit seltener Eindringlichkeit ausgedrückt.

Wie die Leiste eines Beleuchtungskörpers oder sonst ein holzgeschnitzter Gebrauchsgegenstand geschmückt werden kann, zeigt uns die hier abgebildete Holzschnitzerei. Das ist Schmuck im eigenen Sinne und im neuzeitlichen Geiste, wobei die Brettfläche bewahrt und das Brett durchaus werkstoffmäßig behandelt und verziert wird.

Julius Hoffmann ist erst 29 Jahre alt und steht am Anfang seiner künstlerischen Laufbahn. Gebt ihm genügend Gelegenheit, sich künstlerisch an guten Aufträgen zu betätigen, dann wird er sich zu einem tüchtigen Bildhauer entwickeln! Seine Vorbildung und seine bisherigen Erfolge berechtigen zu den schönsten Hoffnungen.



Julius Hoffmann, Ratibor

Bildnis meiner Mutter
Bronze

Hermann Kirchner

Leben und Schaffen eines volkstümlichen Komponisten

Von Alfred Hanke, akad. Musiklehrer, Ratibor

„Beim Holderstrauch, beim Holderstrauch!“ Wem fiel beim Lesen dieser Worte nicht bald auch die Weise ein? Ich selber denke immer der Zeiten zurück, da ich das Liedlein so oft gesungen: allein und im Freundeskreise in einfacher Zweistimmigkeit, daheim und fern der Heimat. Nie wußte ich, wer der Textdichter, wer der Schöpfer der Weise war. Nie habe ich danach gefragt, — und die Andern tatens ja auch nicht. Ob die es auch nicht wußten? Sicher nicht. Das Lied lebte im Volke, es war ein echtes, rechtes, schlichtes Volkslied. Allüberall sang Jung und Alt diese Weise. Nicht nur in unserm geliebten Oberschlesien, im ganzen Reiche, sogar im Auslande wurde dieses Liedchen gesungen. In den Tagen des Januar ging die Kunde ins Land, daß der Komponist Prof. Hermann Kirchner gestorben ist. „Wer? Hermann Kirchner?“ „Nun, kennst du ihn nicht, das ist doch der Komponist vom „Holderstrauch“!“ Ja, jetzt wußte ich's. U n s e r Kirchner ist also dahin. Er war ja 16 Jahre lang in unserer Heimat tätig, war 16 Jahre lang Musiklehrer am Staatl. Gymnasium und am Oberlyzeum in Ratibor. Und die deutschen Brüder, welche fern der Heimat im deutschen Burgenlande wohnen, in Siebenbürgen, in Mediasch und Hermannstadt, die werden sagen: „Nein, das ist u n s e r Kirchner. Er war annähernd 20 Jahre bei uns und hat in unserer Mitte die schönsten Jahre seines Lebens verbracht; K. hat uns gesungen, was unser Innerstes anging, was unser Herz bewegte, er hat uns geschenkt, wonach sich unsere Seele sehnte, er hat uns unser Volkslied geschaffen.“ Und endlich erinnern sich auch die Thüringer ihres Kirchners wieder: Er ist unser, sagen auch sie, denn eine thüringische Mutter hat ihm in einem unserer lieblichen Dörfer, in Wölfsis am 23. Januar 1861 das Leben geschenkt. Bei uns ist er groß geworden; bei unsern bekannten Wölfsiser Musikanten hat er ja erst die Musik kennen gelernt; hier hat er sein erstes tiefgehendes musikalisches Erlebnis gehabt; hier hat er die ersten Eindrücke Wagnerscher Musik empfangen, und vielleicht liegt auch darin der Grund, daß er später eine so große Verehrung für die Kunst des Musikdramatikers besaß. Ja noch viel mehr: Bei uns hat K. Klavier, Violine und alle möglichen Orchesterinstrumente kennen und spielen gelernt. Der Besuch des Gymnasiums in Ohrdruff, an welchem auch der berühmte Joh. Seb. Bach Schüler war, brachte ihm weitere musikalische Anregungen. Ganz besonders einflußreich auf seine musikalische Entwicklung waren die Seminarjahre in Gotha. Hier und an vielen anderen kleinen Fürstenhöfen und Residenzen, welche von jeher Pflegestätten deutscher Kunst waren, konnte er zur Genüge gute Musik hören. Herzog Ernst II., der ein eifriger Förderer der Kunst war und auch selbst Opern komponierte,

hatte immer eine ausgezeichnete Künstlerschar versammelt und ließ von diesen auch die neuesten Erscheinungen von Opern und Schauspielen aufführen. In Ohrdruff bekleidete Kirchner auch sein erstes Amt als Lehrer an der Realschule.

Doch Kirchner hielt es nicht lange in Ohrdruff. Sein musikalisches Talent verlangte nach weiterer und tieferer Ausbildung, und so bezog er die Hochschule für Musik in Berlin. Seine Hauptfächer waren zunächst Orgel und Komposition. Er ließ sich dann aber auf Anraten seiner Lehrer als Konzertsänger (Tenor) ausbilden. Als solcher hat er sich in den Jahren 1889—93 in der Reichshauptstadt einen Namen gemacht.

Doch K. strebte weiter. In ihm regte sich seine kompositorische Begabung. Um schöpferisch tätig sein zu können, schlug er manchen Antrag, die Bühnenlaufbahn zu ergreifen ab, nahm nunmehr, nachdem er sich verheiratet hatte, eine Musikdirektorstelle in Mediasch in Siebenbürgen an, wo er die zum künstlerischen Schaffen nötige Ruhe finden wollte. Hier in der deutschen Sachsenkolonie hat K. auch tatsächlich die größte Zahl seiner Werke geschaffen.

Von Mediasch siedelte K. in der gleichen Eigenschaft nach Hermannstadt über, und auf Veranlassung der rumänischen Königin und Dichterin Carmen Sylva nach Bukarest, wo er als Professor für Komposition und Orchesterleitung am Staatskonservatorium wirkte, zugleich aber auch als Dirigent der „Deutschen Liedertafel“ und Organist der deutschen Gemeinde fungierte. K. schreibt von seinem Aufenthalt in Rumänien: „Hier in diesem schönen Lande, unter den ferndeutschen biedereren Sachsen habe ich die schönsten Jahre meines Lebens verbracht, und es hat sich bewahrheitet, was ich einmal zu meinem Freunde Professor Karl Römer, dem Dichter meines Liedes „Beim Holderstrauch“ sagte: „Wenn ich einmal fort bin, werde ich mich immer nach diesem Lande zurücksehnen.“ Hier hatte K. seine größten künstlerischen Erfolge zu verzeichnen. Die rumänische Presse war voll des Lobes über seine Leistungen. Noch in letzter Zeit sollte in Bukarest eine seiner Opern aufgeführt werden.¹

1910 kehrte K. nach Deutschland zurück. Wir fragen uns unwillkürlich: „Was bewog Hermann Kirchner, seine in ideeller und materieller Hinsicht glänzende Stellung in Bukarest aufzugeben, seine ihm lieb gewordenen siebenbürgischen Sachsen zu verlassen? Der wahre Grund wird nur Wenigen bekannt sein. Hier an dieser Stelle möchte ich ihn aber nicht unerwähnt lassen. Als ordentlicher Professor am Staatskonservatorium der rumänischen Hauptstadt hätte K. rumänischer Staatsbürger werden müssen und

¹ Heute noch ist die „Deutsche Liedertafel“ ein Mittelpunkt des deutschen gesellschaftlichen Lebens in Bukarest. Unvergessen wird mir der Abend vor zwei Jahren bleiben, den uns — den Teilnehmern der Südosteuropafahrt der Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften — dieser zielsichere und starke ausländische Gesangsverein gab, an welcher Veranstaltung die deutsche Kolonie in Bukarest, an der Spitze der prächtige deutsche Gesandte von Mutius, auch ein Schlesier, geschlossen teilnahm
Erzodrok.

das wollte er nicht. Er wurde in den preuß. höheren Schuldienst übernommen und in Ratibor D/C. als Musiklehrer am Staatl. Gymnasium angestellt. Hier aber hatte er über 10 Jahre lang einen harten Kampf mit der Regierung zu führen, die ihm die erfolgreichen Auslandsjahre als Pionier für das Deutschtum nicht anrechnete. K. war einerseits daher gezwungen, die nun ausfallenden Einnahmen durch Nebenverdienste in Ratibor und Beuthen D/C. (Lehrer an der Musikschule von Cieplik und Dirigent des Philharmonischen Chores) auszugleichen, andererseits war ihm dadurch fast jede Möglichkeit zu weiterem künstlerischen Schaffen genommen. Die Werke, welche aus jenen, nicht gerade erfreulichen Zeiten stammen, sind zumeist in schlaflosen Nachtstunden entstanden. K. konnte sich auch an die heimatlichen Musikverhältnisse nicht mehr gewöhnen. Er schreibt in seiner Selbstbiographie: „Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich mich gleich wieder wohlgeföhlt hätte; wer in südlichen Ländern — und zumal vor dem Kriege — gelebt hat, wird mich verstehen. Auch an das deutsche Musiktreiben konnte ich mich erst langsam wieder gewöhnen, mir lag das jahrzehntelange, temperamentvolle südländische Musizieren zu sehr im Blute, und der Klang der schönen Stimmen in den Ohren.“

Nach 16 arbeitsvollen, an Freude armen und Leid reichen Jahren trat Prof. Kirchner, der nun auch Studienrat und musikalischer Fachberater für die höherne Lehranstalten geworden war, 1927 nach dem Altersgesetz in den Ruhestand. Für den arbeitsfrohen Mann gab es noch kein Ausruhen. Er siedelte nach Breslau über und wirkte bis zu seinem Tode als Lehrer für Sologesang an der vom Provinzialkirchenrat neuerrichteten „Evangelischen Kirchenmusikschule in Schlesien“.

In Hermann Kirchner hat Siebenbürgen eine seiner volkstümlichsten Persönlichkeiten, Oberschlesien seinen volkstümlichsten Komponisten verloren. Alle, die den lebenswürdigen, frohen, hochgeachteten und unermüdlich schaffenden Künstler kannten, werden sein so plötzliches Hinscheiden tief bedauern. Stets freundlich und für alle gern und immer hilfsbereit, war er besonders der Schuljugend ein ausgezeichnete Lehrer und Führer in musikalischen Angelegenheiten. Wie K. über den Schulmusikunterricht dachte, zeigen uns am besten folgende seiner Worte: „Das höchste und schönste Ziel eines guten Musikunterrichtes ist und bleibt: Lust und Liebe zum Gesange zu erwecken. Der Schüler soll nicht nur in der Schulstunde unter der Aufsicht des Lehrers singen, sondern auch draußen in Wald und Feld ganz von selbst seine Stimme freudig erschallen lassen. Wer das in der Jugend treibt, wird auch später nicht davon lassen und sich manchen Kummer, manche Sorge von der Seele singen. Die rechte Sangeslust wird sich beim Schüler aber nur dann einstellen, wenn er einen Vorrat, einen Schatz schöner Lieder besitzt, die er auswendig singen und mit hinaus ins Leben nehmen kann.“

Die Volkstümlichkeit hatte K. insbesondere seinem Volksliedschaffen zu verdanken.

Seine aus vollem Herzen quellenden Weisen zu deutschen und siebenbürgischen Texten sind Volksgut der im Burgenlande wohnenden Sachsen geworden. Diese Liedlein sind nicht von ihm aus dem Volksmunde aufgefangen und dann niedergeschrieben worden, sie sind wirklich frei von ihm geschaffen worden. Und das ist ja gerade das Bewundernswerte, daß sich seine Musiknatur den Sitten und Gebräuchen, überhaupt der ganzen siebenbürgisch-sächsischen Kultur so anpaßte, daß die Lieder als echte, rechte Volkslieder dieses Landes gelten konnten, tatsächlich auch vom Volke aufgenommen und gesungen wurden. Den besten Aufschluß über die schöpferische Tätigkeit K.'s auf dem Gebiet des siebenb.-sächs. Volksliedes können uns Augen- und Ohrenzeugen geben. K.'s Freund, der vorerwähnte Professor Karl Römer, Mediasch, schreibt: „Mit außerordentlicher Empfänglichkeit nahm der hochstrebende, hochbegabte Mann das Neue auf, das sich ihm hier bot, die eigenartige Schönheit unserer Landschaft, das bunte Völkergemisch, unser Volkstum mit seiner besonderen Art. Was unsere Gymnasialbibliothek an Schriften über sächs. Geschichte, Literatur und Volkskunde bieten konnte, verschlang er und war in all diesem bald besser beschlagen, als die meisten unserer Gebildeten. Vor allem suchte er aber die lebendige Berührung und fand sie auch mit unserm Landvolk. Er hatte seine Freude an der ursprünglichen Kraft unserer Bauern. Sein geradezu ungestümer Schaffensdrang aber trieb ihn nun an, dieses neue Erleben musikalisch auszudrücken. Die erste Frucht dieses Neuaufblühens in seinem Wesen waren die sächs. Volkslieder. Die Anregung ging eigentlich von den alten Volksliedern in Ferd. Willh. Schusters Sammlung aus. Wir bedauerten, daß unser Volk nicht mehr in seiner Mundart singe. Sollte man ihm nicht neue Lieder schaffen können? Er wollte es wagen. Sein Aufruf an die sächs. Dichter, ihm volkstümliche Liedertexte zur Verfügung zu stellen, hatte guten Erfolg. Es fand sich eine Reihe von schlichten, volkstümlichen, stimmungsvollen Gedichten, mit denen man es versuchen konnte. Und als wir die ersten Vertonungen hörten, da war es uns, als ob da wirklich etwas von unserem eigenen Wesen mitklinge und unser Herz bewege. Und unser Volk muß das überall so empfunden haben. Kaum war eins der Liedchen bekannt geworden, wurde es wie auf geheimnisvollen Schwingen durch's Land getragen. Das erste Liederheft war auch so schnell vergriffen, daß es schon nach einigen Monaten in zweiter Auflage erscheinen mußte. Es folgten dann noch mit ähnlichem Erfolge ein zweites und ein drittes Heft. Kirchner hat mit den Liedern unserm Volke ans Herz gegriffen, er hat ihm gegeben, wonach sich unbewußt seine Seele sehnte. In einer Zeit schwerer nationaler Kämpfe hat es in diesen Liedern in den Lauten der Muttersprache, getragen von den Weisen, die mit ihnen eins geworden waren, sein eigenes Wesen inniger erfaßt.“ K. hat also mit bewußter Absicht wirkliche Volkslieder geschaffen, und er hat einen vollen Erfolg gehabt. — Die siebenb.-sächs. Volkslieder sind auch in deutschen Übersetzungen in ver-

schiedenen Ausgaben erschienen, so bei Pabst in Leipzig: Sechs Lieder für Männer-, gemischten und 4stg. Frauenchor.²

Kirchner ist bei der Volksliedkomposition nicht stehen geblieben. Er ging auf dem Gebiete des Volkstümlichen noch einen Schritt weiter, indem er seiner Oper „Der Herr der Hahn“ (auch „Der Dorfrichter“ oder „Siebenbürgische Einquartierung“ genannt) einen dem siebenb.-sächs. Volksleben entnommenen Stoff als Handlung zugrunde legte. Volkstümlichen Charakter haben auch K.'s Sololieder. Eine Auswahl derselben sind im Selbstverlage des Komponisten erschienen. Es sind zumeist Vertonungen von Gedichten des Westfalen Heinrich Zerkauken, wie „Heißer Sommer“, „Stille Stunde I und II“, „Kamerad“. Ferner ist Th. Storm mit der Dichtung „Die Nachtigall“, Hermann Löns mit seinem „Husarenlied“ und dem Gedichte „Der Dompfaff“ vertreten. Das „Rumänische Wiegenliedchen“ ist eine Dichtung des Komponisten. In der Wahl der Liedform ist K. ein Meister. Um die rechte Form, d. h. die Form, welche die Idee des Gedichtes zum Ausdruck bringen soll, zu wählen, bedarf es eines tiefen Einfühlungsvermögens in die Dichtung. K. hat nicht wahllos die strophische, veränderte oder durchkomponierte Liedform angewandt, sondern immer die Melodie in die Form gekleidet, welche das Gedicht erheischte. Nebenbei sei gesagt, daß das Schaffen eines wertvollen Strophenedes dieselbe Kunstleistung bedeutet, wie das Schaffen jedes anderen Liedes. So hat uns K. als Strophenedes das entzückende „Rumänische Wiegenliedchen“ mit der wiegenden Begleitung geschenkt, ferner das lustige rumänische Lied „Der Leichtsinige“, das erfrischende, frohe Jägerliedchen „Die grünen Jäger“ nach einem Text von K. Römer, das schalkhafte „Peterle und Eberle“.

Die veränderte Liedform weist das Lied „Die Nachtigall“ auf. Hier hat K. den Wechsel der Empfindung der mittleren Strophe auch in der Vertonung zum Ausdruck gebracht. Während die erste Strophe erfüllt ist von dem Jubel und dem „süßen Schall“ der Nachtigall, wechselt in der zweiten Strophe jäh die Stimmung: „Nun geht sie tief in Sinnen“ — „und weiß nicht, was beginnen“. Die Tonart wechselt plötzlich vom lichten G-Dur nach dem herberen Es-Dur und g-moll, die Melodie ist reich an kleinen, drückenden Intervallen. Die letzte Strophe ist wieder erfüllt vom jubelnden

² Vielfach hört man von berufener und unberufener Seite abfällige Urteile über die Volkslieder Kirchners. Es muß zugegeben werden, daß manche seiner Melodien vor der „Kritik“ nicht standhalten. Insbesondere wird das anfangserwähnte Lied „Beim Holderstrauch“ als Beispiel „Kirchnerischer Sentimentalität“ angeführt. Dem sei entgegnet, daß K. diese Melodie wohl auch nicht als eine seiner besseren Musenkinde angesehen haben wird. Ich erinnere auch daran, daß auch Joh. Strauß'sche und Schubert'sche Melodien nicht frei sind von sentimentalischen Wendungen und daß gerade solche Werke der genannten Meister viel und gern gespielt und gesungen werden. Es ist auch gänzlich verfehlt, das Schaffen eines Komponisten nur von einer Seite, geschweige denn von einigen Liedern aus zu beurteilen. Schließlich noch die Frage: Wie vielen Komponisten kann man nachrühmen, echte Volkslieder geschaffen zu haben?

Singen der Nachtigall. Das Vorspiel mit dem „Nachtigallen-Motiv“, das den Klavierpart in einigen Varianten belebt, wird zugleich Nachspiel. — Denselben formalen Aufbau weist das Lied „Wilde Rosen“ auf. Bei der zweiten Strophe sind Melodie und Klavierbegleitung verändert. Aber noch mehr: Was die Melodie allein nicht mehr zu sagen vermag, singt das Klavier. Die in sanftem Des-Dur, über einer nur stufenweise fortschreitenden Melodie dahineilenden Sechzehntel sind Ausdruck seliger Erinnerungen an erlebte Wehestunden mit dem jetzt in weiter Ferne weilenden Geliebten. Eine weitere Steigerung musikalischer Ausdruckskraft bedeutet Nr. 9 der Kirchner'schen Lieder Sammlung: „Heißer Sommer“. Hier hat der Künstler die Gesamtstimmung der Dichtung ins Musikalische übersetzt. Dem Klavier ist die eigentliche Aussprache der poetischen Stimmung überlassen. Die in ges-moll dahinschwebenden Triolen erinnern an das wundervolle Schumann-Duett „Sommerabend“.

Mit der Ballade „Hans Jürgen, Ritter auf Falkenstein“ beweist K., daß er auch in dieser Kunstgattung Gutes zu leisten vermochte.

Außer einer Reihe von A-capella-Männerchören hat K. auch eine Anzahl größerer Gesangskompositionen geschrieben, auf die ich wegen Raum mangels nur kurz hinweisen will:

„Der Alpenjäger“, Schiller“, Ballade für Bariton mit Orchester,
„Ich wollte, ich wäre von Eisen“, Carmen Sylva, Kantate für Männerchor mit Orchester,

„Das war eine Fahrt“, Serenade für Männerchor, Tenorsolo und Orchester,
„Die Kirche von Gorlice“, Ballade für gem. Chor, Deklamation und Orchester,
„In den Karpathen“, Festkantate für gem., Männer- und Frauenchor, Sologefang und Orchester.

Ganz besonders möchte ich auf folgende Kompositionen dieser Gattung hinweisen: „Das Mädchen aus der Fremde“, Schiller, Pastorale für 3stg. Frauenchor mit Orchester, ein dankbares Werk für Schulaufführungen, ferner „Was rauscht der Wald“, Carmen Sylva, für Männerchor, Sopran- und Basssolo und Orchester, wohl eine der besten Chorkompositionen Kirchners. Hier zeigt der Komponist nicht nur seine Kunst in der polyphonen Behandlung der Chorstimmen, hier sehen wir auch seine Meisterschaft in der Tonmalerei und Instrumentation. K. illustriert den Inhalt der an stimmungsvollen Gegensätzen reichen Dichtung durch das Orchester.

Daß K. wohl zu instrumentieren verstand, zeigen auch seine Orchesterwerke („Festouvertüre Hindenburg“ op. 80 nach Motiven seines Hindenburgliedes, „Aus stürmischen Tagen“ op. 50, Sinfonische Dichtung für großes Orchester, „Im Maja-Hain“ op. 88, eine Ballettmusik für volles Orchester), und besonders seine Bühnenmusiken und Dramen.

An Bühnenwerken hat K. das Singspiel „In einem kühlen Grunde“ (oder „Der junge Eichendorff“), dessen Handlung in Schloß und Wald Lubowitz spielt, die Operette „Li—tu—sé“ und die drei Opern: „Der Herr der Hahn“ (Mediasch 1899), „Stephanie“ (Hermannstadt 1902) und „Osternacht“ geschrieben. Die Opern sind vielfach in rumänischen und oberschlesischen Städten aufgeführt worden. Daß man K. auch auf diesem Schaffensgebiete Anerkennung zollte, zeigte sich noch im vorigen Jahre, als man ihn nach Bukarest rief, Aufführungen seiner Werke zu dirigieren.

In der Dramen-Trilogie: „Christus am See Genesareth“, „Christus am Jakobsbrunnen“ und „Christus in Bethanien“ offenbart K. seine tief religiöse Seele. Hier legt er aber auch sein ganzes großes Können an den Tag. Es würde hier zu weit führen, dieses Werk, das in oberschlesischen Städten schon mehrfache Aufführungen erlebt hat, in seinen Einzelheiten zu besprechen, doch das muß gesagt sein, daß K. nicht nur sein lustig musizieren kann, in himmlischer Fröhlichkeit, wie die kleinen Englein, seine Musik kann auch ernst und düster sein, kann des Menschen Seele mit fortreißen zu höchster Freude, kann sie aber auch das tiefste Leid fühlen lassen. Und wessen Musik vermag, Herzen zu bewegen, der ist ein gottbegnadeter Künstler.

An sonstigen geistlichen Kompositionen hat K. einige Lieder, zumeist für Frauenchor mit Klavierbegleitung und eine Messe in F-Dur für gemischten Chor und Orgel geschrieben. Es wäre sehr zu begrüßen, wenn diese schlichte und würdige, doch abwechslungsreich gegliederte Messe, die leider nur im Manuskript vorliegt, des öfteren aufgeführt werden würde.

Auch für Klavier hat K. einige kleinere und größere Werke geschrieben, darunter ein Klavierkonzert mit Orchesterbegleitung op. 75. Die Klaviermusik ist wieder ein Zeugnis für das Einfühlungsvermögen des Künstlers in das rumänische Volksleben. Die melodische Linie, der Rhythmus, der gekennzeichnet ist durch Synkopen, Triolen, Triller, punktierte Noten und kleine Notenwerte — alles das sind Ausdrucksmittel für rumänische Eigenarten. Zudem kennzeichnen auch schon die Überschriften den rumänischen Charakter der Stücke, wie: Rumänische Rhapsodie, Hora dobrogeana, rumänischer Volkstanz usw. Bemerkte sei noch, daß das Spielen aller Stücke eine gute Technik voraussetzt.

Vom Kammermusikalischen Schaffen unseres oberschlesischen Meisters zeugt das Streichquartett a-moll. Es ist ein für alle Instrumente sehr schwer zu spielendes Werk, dürfte aber für gewandte Quartettspieler eine dankbare Aufgabe sein. K. läßt hier seine kontrapunktischen Künste spielen; es ist eine Freude, die einzelnen Themen, oder nur thematische Motive bald von den Geigen oder der Bratsche, bald vom Violoncello zu hören. Das an Gegensätzen reiche Werk zeigt uns, wie auch in den Dramen, K. als Meister der Steigerungen. Sequenzbildungen — wie sie auch des öfteren in den

Sinfonien A. Bruckners zu finden sind — führen zu dramatischen Höhepunkten. Bezwiegend wirken auch die vielen Unisonostellen, bei welchen zwei oder gar alle Instrumente dieselbe Melodie erklingen lassen. Die Themen selbst erinnern in ihrem melodischen Verlauf und ihrer rhythmischen Vielfältigkeit an die rumänischen Volkstänze. Der erste Satz ist ein Allegro ma non troppo in a-moll, der zweite ein Adagio in der Dominante E-Dur, dessen drei mittlere Abschnitte jedoch in C-Dur, dann in As-Dur und schließlich in A-Dur stehen. Der dritte Satz, ein Scherzo, das am auffälligsten den rumänischen Tanzcharakter aufweist, steht in der Unterdominante der Eingangstonart, nämlich in d-moll. Das Trio, in B-Dur, bildet mit den leichten teils staccato, teils pizzicato gespielten Sechzehntelfiguren und in seiner Durchsichtigkeit einen schroffen Gegensatz zu den Eszägen. Der letzte Satz, wiederum ein Allegro ma non troppo, jedoch in der parallelen Durtonart zur Eingangstonart stehend (A-Dur), ist in seinem ganzen Verlauf fugisch gebaut. Das Thema wird zunächst in zartestem pp unisono von allen Instrumenten gespielt und dann in allen Stimmen durchgeführt. In gleicher Weise wird ein zweites Thema für den Mittelteil verwandt. Der Satz klingt in einer sich bis zum f f steigenden Fuge über das erste Thema aus. Wie wir sehen, ist das Schaffen Professor H. Kirchner sehr vielfältiger Art gewesen. Allzufrüh mußte der unermüdlich schaffende Künstler, dessen Leben so reiche Früchte getragen, von hinnen scheiden. Wir können sein Andenken am besten ehren, wenn wir seine Werke aufführen.

Industripädagogik als oberschlesisches Problem*

Von Dr. F. Pasternak

Wenn hier von Industripädagogik als einem oberschlesischen Problem gesprochen werden soll, so wird durch diese Einschränkung eine Pädagogik angedeutet, die sich, als Teil der allgemeinen Pädagogik, auf eine bestimmte Landschaft bezieht und deren Problematik durch letztere bedingt wird; sind doch Leben und Umwelt des Industriemenschen so ganz eigenartig, anders als auf dem Lande oder in der Stadt. Trifft diese Behauptung zu, dann werden die biologischen Verhältnisse eine andere körperlich-geistige Struktur bewirken und die erzieherischen Einflüsse der Umwelt nicht nur eine andere Geisteshaltung bedingen, sondern auch deshalb eine andere pädagogische Deutung erheischen.

Wenn man z. B. von Hindenburg nach Königshütte fährt, dann sieht das Auge des

* Das Deutsche Institut für wissenschaftliche Pädagogik in Oberschlesien veranstaltete in diesem Jahre einen Lehrgang über Industripädagogik. Die dort dargebotenen Gedankengänge und das bei dieser Gelegenheit aufgezeichnete erschütternde Bild vom Zustand unserer Industriejugend verdienen über den Rahmen der christlichen Schule Beachtung, weswegen wir der hier gebotenen sachkundigen Arbeit gerne Raum geben. D. Schrifel.



Julius Hoffmann, Ratibor

Kriegerehrung, Skizze



Julius Hoffmann, Ratibor

Holzschnitzerei
für ein Möbel

Beschauers kaum eine naturschöne, grüne Fläche. Wohl trifft man versumpfte Wiesen mit Hügeln und Mulden, rings umgeben von Warnungstafeln: „Bruchfeld“. Auf den Hügeln weidet die Ziege, des Bergmanns Kuh, die dürstige Grasnarbe ab, und die Mulden füllt trübes Wasser, aus dem wohl einige Simsen ihre sperrigen Stengel in die rauchige und ruffige Luft recken. Ab und zu ein sandiger Kartoffelacker mit dürftigem Kräutig oder ein Roggenfeld mit stellenweise kaum ein viertel Meter hohem Halm. Ein verirrter Schmetterling flattert unruhig umher, ein Kohlweißling; denn andere Sommerkinder bringt diese Gegend kaum hervor, ist sie doch gerade die an Pflanzen und Insekten ärmste von ganz Oberschlesien. Überall aber Häuser, große und kleine bunt durcheinander, und breite Straßen durchqueren das Land. Auf ihnen rasen Autos, wirbeln deren Staub auf und lassen ihre übel riechenden Dunstschwaden zurück. Eisengerüste und viele Meter hohe Fabrikschornsteine ragen empor, Riesenaufzüge gleich, und letztere entsenden Tag und Nacht schwarze oder graugelbe Rauchwolken in die Luft, deren Giftgase den letzten Rest von Pflanzen ersticken und den nahen Horizont ständig in Dunst hüllen. Das ist das Bild der oberschlesischen Industrielandschaft.

Und hier sollen lachende Kinderherzen gedeihen, soll ein Geschlecht sich bilden, das stark an Körper und Geist ist? — Das war wohl früher der Fall, vor vielen Jahren, als der „Goy“ noch dem ortsansässigen Bergmann Schatten spendete oder der Guidowald ob des Vordringens der Industrie und deren Giftodem noch nicht zu einem Torso geworden ist. Diese Zeiten sind dahin. Wo sich vor fünfzig Jahren prächtiger Misch- und Nadelwald erhob, da ragen jetzt große Industrieanlagen empor, umgeben von einem Meer stiller Häuser, die all die Tausende und Zehntausende von Menschen beherbergen sollen, die in dem „Industriebezirk“ Beschäftigung finden. Von allen Seiten, ja aus fremden Ländern strömten sie herbei, um hier Verdienst und neue Heimat zu suchen. Ob sie diese fanden? Das ist ja die Tragik, daß die zum Industrievolk gewordene Menschheit Gefühlsfähigkeit und Tradition aufgab und daß sich in einigen Jahrzehnten ein entwurzeltes Volksgemisch bildete, ohne Heimatgebundenheit und einheitliche Sitte. In früheren Jahren, da fanden sich die Bergknappen vor der Einfahrt noch im Zechenhanse vor dem Bild der hl. Barbara zur Andacht zusammen, wobei einer aus ihrer Mitte den Choral auf dem Harmonium begleitete. Heute ist diese schöne Sitte nicht mehr. Der fremde Zustrom hat sie verdrängt; denn sie war ja in ihm nicht volkseigen. Und wer von den Jungen glaubt noch an den „Eckart“? Sie kennen ja diese Gagen nicht, die den paar Hundert Dorfbewohnern lieb und traut waren, noch ehe das Dorf auf zehn, zwanzig, ja fünfzig Tausend Einwohner emporgeschwollen ist. Die vorhandenen Häuser reichten natürlich nicht hin, diesen Zustrom aufzunehmen; ja selbst der rasche Bau von „Industriebauten“ genügt und genügt noch heute nicht, so daß das Industriegebiet schreckliche Bilder von Wohnungsnot und Wohnungselend birgt. Man braucht nur an die Schlafburschen zu denken, oder an die Tatsache, daß

ein verheiratetes Glied einer Familie die an sich schon zu enge Wohnung mit den Eltern und jüngeren Geschwistern teilen muß, um zu ermessen, welchen sittlichen und körperlichen Gefahren die letzteren ausgesetzt sind.

Neben diesem sozialen Mißstand kommt noch der Raubbau hinzu, der mit der Arbeitskraft des in der Industrie tätigen Menschen getrieben wird.* Es war ein harter Kampf, den die Industriearbeiterschaft führen mußte, ehe sie eine Arbeiterschutzgesetzgebung erkämpft hat, die die Gefahren der Arbeit zum großen Teil bannet. Trotzdem sind vielfach Blutarmut und Tuberkulose „Berufskrankheiten“ auch heute noch. Durch die nach dem Kriege einsetzende „Modernisierung“ und „Rationalisierung“ der Betriebe sind zwei neue Gefahren für den Industriemenschen heraufbeschworen: Ausbeutung der Arbeitskraft bei den einen und Arbeitslosigkeit mit all ihren üblichen Begleiterscheinungen bei den andern. Das geisttötendste und entsittlichendste der Arbeit ist ihre Aufteilung bis zur Atomisierung, um die Arbeitskraft des einzelnen überall auszunützen. Da muß die Freude am Schaffen des Werkes ersterben, da der Arbeiter kein fertiges Werk selbst schafft wie der Handwerker, sondern seine Arbeit sind nur zwar technisch sinnvolle, doch den Geist tötende Handgriffe an Maschinenhebeln. Das ist die verderblichste Schattenseite des Kapitalismus, daß er den Berufsgeist tötet und die Arbeit entsittlicht. Man braucht doch nur beim Schichtwechsel die müden, blutleeren Gestalten zu beobachten, die die Betriebstore verlassen, und doch sind es meist Männer im besten Schaffensalter.

Leider erwartet vielfach, ja nur zu oft, den Müden kein trautes Heim, selbst wenn die äußeren Umstände, wie Wohnungsraum, es ermöglichen, weil die Frau es nicht zu bereiten vermag. Diese spezielle Mädchen- und Frauenerziehung ist noch ein Problem, wenngleich für seine Lösung bereits von berufener Seite viel getan wird. Der Mann flieht ein unfreundliches Heim, und als Ersatz winkt die Destille, wo selten Bier, meist der Schnaps über die Misere hinwegtäuschen soll. Damit ist nicht gesagt, daß die Frau schlechtthin die Ursache für des Mannes gar zu häufigen Destillenbesuch ist, aber oft trifft dies leider zu. Ein weiterer Grund dürfte auch wohl der Groll sein, der den Arbeiter zu seinem Kollegen treibt, um sein gequältes Herz auszuschütten, Groll über die Ausbeutung in der Arbeit und den gar nicht im Vergleich hierzu hinreichenden Lohn, Groll über die schlechte Wohnung, die hohen Abzüge u. dergl. m. Es kommt auch Willensschwäche dazu, die die Neigung zum Alkohol und zur Karte nicht zu zügeln vermag. Und hier im Kreise der Arbeitskollegen taucht der einzelne auf, da wird „Politik“ gemacht. Und hier werden die Einflüsterungen Moskaus wie ein verheißendes Evangelium aufgenommen, und es wird eine Saat gesät, deren Gift des Hasses sich nicht nur gegen

* Gerechterweise sollen die mannigfachen Bemühungen der oberschlesischen Industrieführung auf sozialem und kulturellem Gebiete dabei nicht verkannt werden. Aber wieviel guter Wille auch von seiten der Arbeitgeber scheitert heute an der bitterernsten wirtschaftlichen Notlage der oberschlesischen Industrie!
Die Schriftl.

die vermeintlichen Bedrücker, sondern gegen die ganze bestehende Gesellschaftsordnung richtet. „Kampf des Proletariats gegen das Bürgertum“, das ist die Devise, und um diesem Kampf den richtigen Nachdruck zu geben, ist natürlich die Absage an die Religion eine Selbstverständlichkeit.

Daß bei diesen Disharmonien die Urzelle menschlicher Lebensgemeinschaft, die Familie, am meisten leidet, ist leider eine täglich wahrnehmbare Tatsache. Das Elternhaus verödet; das ist die traurigste Erscheinung, die die Fehler kapitalistischer Wirtschaftsordnung zeitigen. Wohnungselend und Armut, Arbeitslosigkeit und Unterernährung, Verbitterung und Verhegung, Religions- und Fremdlosigkeit, Alkohol und Nikotin, sie alle erschüttern die Familienbände leider zu sehr. Mann und Frau leben nebeneinander, und oft müssen auch noch beide dem Erwerb nachgehen. Für die Kinder aber bleibt dann die Straße und der Fußballplatz, weil die leere, kalte Wohnung ohne Mutter sie nicht hält. Helden sind solche Väter und Mütter, die trotz all dieser Lebensstürme das Eiland der Liebe bewahrt haben, von dem aus ihren Kindern die wärmende Sonne von Vaterglück und Mutterliebe strahlt.

Wenn bis jetzt nur von dem Industriearbeiter gesprochen worden ist, so geschah es deshalb, weil die Einflüsse der fortschreitenden Industrie auf ihn am meisten wirksam sind; aber sie leiden alle darunter, die Kaufleute und Beamten, Lehrer und Geistliche, die Handwerker und die freien Berufe. Sie alle entbehren ja schmerzlich den Genuß erquickender Natur und staubfreier Luft; sie erleben ebenso die Hast des Tagewerks wie die Wohnungsnot und nicht zuletzt die verderblichen Folgen von Kapitalismus und Proletariat. Es sei hier von vornherein festgestellt, daß diese beiden Begriffe das Volk nicht etwa in „Arme“ und „Reiche“ scheiden; der Geist des Kapitalismus und des Proletariats ist nicht biologisch bedingt, sondern er kennzeichnet eine psychische Haltung, die nur deshalb gerade in Industriezentren so verderblich wirken kann, weil sie hier ihren Nährboden findet. Der Kapitalist sucht den Nächsten auszubeuten, zu übervorteilen, um sich selbst Vorteile zu verschaffen. Damit ist der Kapitalismus nicht Berufs-, sondern Massenerscheinung. Der Flickschuster oder der Vorkosthändler im Kellerladen sind ebenso Kapitalisten, wenn sie ihr ganzes Trachten auf habgierigen Gelderwerb einstellen, ohne auf ihre Mitmenschen die geringste Rücksicht zu nehmen, wie der Vertreter eines akademischen Berufes ein Prolet ist, der persönliche Vorteile auf Kosten der Allgemeinheit für sich als sein Recht betrachtet, ohne in sich das christliche Pflichtgefühl zu haben, sich diese nach seinen Kenntnissen und Fähigkeiten zu *erarbeiten*; denn Proletismus ist ebenso wie Kapitalismus eine geistige Qualität, und zwar eine solche, die den *Massenlebenswert* als Grundsatz erklärt und immer wieder die ökonomische Gatttheit betont. Darum findet man wie den Kapitalisten, so auch den Proletarier in allen Berufen.

Mit diesen Ausführungen haben wir die hervorstechendsten Ursachen erwähnt, die die allgemeine Menschenseele im Industriegebiet wie ein Meer umbranden und sie zu dem umformend gestalten, was wir „Industrieseele“ nennen müssen. Und nach ewigen Gesetzen der Natur müssen sie sich auch auf die Nachkommen übertragen, auf die Kinder, die unsere Schulen besuchen. Wiederum sind es die Kinder der Industriearbeiter, die hiervon am meisten betroffen werden. Wir wollen von der körperlichen Not der Armsten von ihnen absehen, von den Tatsachen, daß 75 % kein eigenes Bett haben oder manche ohne Hemd zur Schule kommen, daß siebenjährige Kinder noch kein Ei gegessen haben, weil die Mutter es nicht kaufen konnte, aber von ihrem seelischen Zustand wollen wir sprechen. Gewöhnlich ist diesen Kindern, besonders den Knaben, eine Abneigung gegen das Lernen eigentümlich, trotzdem sie nicht so schwerfällig wie die Landkinder sind. Unter den unverdächtigsten Ausreden schwänzen sie gern die Schule. Vor der Autorität des Lehrers ducken sie sich schon; sie lieben ihn auch nicht und gehen ihm gern aus dem Wege. Achtung vor fremdem Eigentum ist meist unbekannt, und Vogelnester werden ohne Bedenken geplündert, Eidechsen und Frösche skrupellos mit Steinen totgeschlagen. Der Stein ist überhaupt eine beliebte Waffe. Dem „Schupo“ gehen sie peinlich aus dem Wege, und zwar schon aus dem unbestimmten Gefühl heraus, sie k ö n n t e n wieder etwas verbrochen haben. Die älteren Knaben halten von der Religion nicht viel, ja manche sind im letzten Schuljahr gar nicht mehr zu bewegen, zu den Sakramenten zu gehen. Und wie entwickeln sich solche Knaben weiter, nachdem sie die Schule verlassen haben? Ein Herr aus einer Berufsschule stellte mir folgenden Bericht über einen Berufsschüler zur Verfügung: Gerhard M., 15½ Jahr alt, im 1. Berufsschuljahr. Schon sein erstes Betreten der Berufsschule fiel auf. Die Hände in den Hosentaschen vergraben, verlangte er vom Leiter die Herausgabe der Hefte seines Bruders. Dann fing er in der Klasse an zu pfeifen. Als der betreffende Herr sich vom Katheder erhob, um sich den Burschen anzusehen, stürmte M. die Treppe hinunter. Anfangs führte er sich leidlich auf. Dann störte er den Unterricht durch lautes Sprechen. Alles Zureden, Mahnen und Strafandrohen half nichts. Als er seinen Platz wechseln sollte, verweigerte er mehrmals den Gehorsam. „Ich kann sitzen, wo ich will.“ „Ich kann machen, was ich will.“ „In meinem Hefte kann ich schmieren, es zerreißen . . . denn es ist mein Eigentum. Geld für ein Buchführungsheft mag die Regierung geben, anstatt Panzerkreuzer zu bauen. Hindenburg baut ihn, Tälmann wird ihn lenken. Die Polizei wird auch verschwinden, wenn wir kommen werden.“ Am 17. Januar fehlte er ohne Entschuldigung, nachdem er bereits vorher fünfmal gefehlt hatte. Für den 17. Januar wurde er zur Strafe geschrieben. Am 18. Februar schrieb er mich an: „Ich werde mich rächen, wenn ich austrete.“ Einige Tage später: „Wenn Sie nicht die Strafe zurücknehmen, dann wird Sie der Teufel holen. Die

Mutter erwartet Sie heute abend auch, wenn Sie um 8 Uhr aus der Schule gehen, dann machen Sie sich auf Dresche gefaßt.“ Dafür erhielt M. zwei Stunden Arrest für den nächsten Tag, ist aber unentschuldig ausgeblieben usw.

Was sind das für Erscheinungen? Das sind Kriegs- und Revolutionskinder; denn Krieg und Revolution waren für die Industriegeneration furchtbare Nahrungsherde, und sie haben in des Wortes wahrster Bedeutung diesen neuen Jugendtyp geschaffen. Man braucht sie nur zu beobachten, diese neue jeunesse d'orée, wie sie des Sonntags vor dem Gotteshaus promeniert — denn zum Gottesdienst geht sie ja nicht mehr — mit der Zigarette zwischen den blutleeren Lippen, Lackschuhen und den knalligen Socken. Voriges Jahr sah ich eines Sonntags einen achtzehnjährigen Jüngling um die Kirche seine Kreise ziehen in Tennishose, Tennisschuhen und — Smoking. Der nächste Werktag sah ihn wieder als Schlepper in der Grube. Ja der Smoking hat es ihnen überhaupt angetan, und etwa von Ostern ab sind Sportgürtel, braune Schuh und Smoking eine beliebte Sonntagskleidung. Es ließe sich noch vieles über die Mentalität dieser hoffnungsvollen Industriegeneration schreiben, über ihr Klassenbewußtsein und ihre Negierung der Gesellschaftsordnung, über ihre Begeisterung für die „Weltrevolution“, besonders wenn sie des Nachts grölend die Destille verläßt und dann jeden Passanten laut Menschenrecht anrempelt. Doch wollen wir es bei diesen skizzenhaften Andeutungen bewenden lassen und uns der letzten Frage zuwenden: was vermag die P ä d a g o g i k zu tun, um in dem Industriegebiet eine Besserung der Verhältnisse zu bewirken?

Zweifellos würde Vieles besser werden, wenn das Wohnungsproblem gelöst werden könnte und Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten sich günstiger gestalten würden; denn das bedarf wohl keiner Begründung, daß geistige Kulturwerte schlecht gedeihen können, wenn die biologischen Notwendigkeiten graduell unter einem Minimum liegen. Doch die Pädagogik als methodologisches Prinzip zwischen Sein und Sollen ist an die Realitäten des Lebens als Ausgangspunkt gebunden. Darum kann sie auch an diesen Tatsachen nicht vorübergehen, ohne die Sollensfrage zu stellen. Ihre Kompetenz darf sie hierbei nicht überschreiten; denn mit pädagogischen Mitteln entsteht nicht eine Wohnstube, und kein Schornstein wird deshalb weniger Giftstoffe in die dunstige Luft ausströmen. Doch die obigen Ausführungen deuten an, daß dies nicht die einzigen Ursachen sind, und darum harren der Pädagogik im Industriebezirk viele Aufgaben, die ihr eigenes Gebiet sind. Dabei hat sie in gleicher Weise die Menschenbildung der gesamten Industriegeneration wie der Erwachsenen zu umfassen; keineswegs aber nur etwa den Industriearbeiter und sein Kind. Wird das letztere die vornehmste Aufgabe der Volksschule bleiben, so soll die höhere Schule die künftigen Führer erziehen. Da aber kapitalistischer und proletarischer Geist Massenerscheinungen der industriegebundenen Menschheit sind, ohne Naturbedingtheit, so haben beide Schularten das gleiche Erziehungsziel.

Wir haben gesehen, daß die Entwicklung der Industrie weit über ihre sozial gestaltenden Kräfte hinausging und sie diese gar nicht mehr meistern konnte. Die Heimat ging damit verloren; denn der Wohnraum konnte nicht mehr Lebensraum sein. Wenn auch die Pädagogik an sich an der Wohnungsnot nichts ändern kann, so soll sie doch dem entwurzelten Industriemenschen die Heimat wiedergeben, diese naturhafte Verwurzelung, die des Menschen Schicksal ist. Das ist eine ihrer Aufgaben. Sie kann diese lösen durch Heimatpflege und Heimatforschung in Vereinen und Zirkeln, durch volkstümliche Betätigung und nicht zuletzt durch Erziehung zum wahren Naturgenuß. Es sei hier betont, daß die Industriekultur ebenso ihre Daseinsberechtigung hat, wie sie etwa das Zunftwesen hatte. Darum sind auch ihre Kulturgüter zu bejahen und in den Dienst der Erziehung zu stellen. Hier öffnet sich der Heimatkunde der Industrieschulen ein weites Gebiet für Stoffsammlung und Verarbeitung. Und sollen die Schornsteine, die Masten und Maschinen im Kinde zum Bildungsgut werden, dann müssen sie genau so Lebensformen werden, wie die alten Weiden und grauen Nebel im Wiesenlande es für das Landkind sind. Die Industriemomente müssen immer mehr den Unterrichtsstoff für die Schüler bilden.

Und dann die Naturpflege! Schüler wie Erwachsene sind dazu zu erziehen, daß sie die letzten Reste entschwindender Natur aus dem Industriegebiet wie einen Schatz hüten, daß sie Ehrfurcht vor Tieren und Pflanzen als Schöpfungen Gottes bekommen, die diesen Industriekindern und Jugendlichen meist fehlt. Und doch liebt der Industriemensch ebenso die Natur wie jeder Mensch; ja selbst der Jugendliche, der den ganzen Herbstsonntag in den Feldern dem Vogelfang nachgeht, tut es meist nicht aus Gewinnsucht, sondern aus instinktivem Natursehnen, sich in der Natur zu ergehen. Hier erwächst den Naturschutzvereinen die schöne Aufgabe, diesen Trieb zur Natur in die richtige Bahn zu lenken.

Industripädagogik kann Wirtschaft und Technik nicht umgestalten. Das sind Kulturwerte des vorwärtstrebenden Menschengesistes. Aber die Sünde beging der Geist selbst, indem er sein non serviam in die Welt rief und seine Werke von dem Dienst an der Menschheit emanzipierte. Der Mensch schuf Werke, nicht um mit ihnen der Menschheit zu dienen, sondern um für sich Geld zu verdienen. Das ist der Fluch des kapitalistischen Geistes, daß er durch den an sich berechtigten Verdienstgedanken den Dienst an der Menschheit preisgab. Wenn das die traurige Bilanz der Wirtschaft ist, dann wollen wir Pädagogen einen neuen Menschen erziehen, der nicht nur Waren erzeugt, sondern Liebespendet. Industrie und Technik dürfen nicht nur verdienen, sondern sie müssen die Souveränität der Vernunft als unrechtmäßige Anmaßung aufgeben, da genug Unheil dadurch angerichtet ist, und wieder der Vervollkommenheit der Menschheit dienen, getreu dem göttlichen Gebot: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ Dabei sind in gleicher Weise kapitalistischer und proletari-

scher Geist zu bekämpfen, da sie beide nicht ein Ergebnis der Blutmischung, nicht naturwissenschaftliche, sondern weltanschauliche Phänomene sind. Darum sind sie auf den einzelnen Menschen übertragbar, und heutzutage haben sie gar sehr die Menschheit ergriffen. Diese Geistesentartung nach beiden Polen will die Industripädagogik ersetzen durch Wärme und Liebe, durch einen neuen Menschen, dessen letzte Wertkriterien nicht Mammon und Masse sind, sondern wieder die ewigen Wahrheiten der Religion. Die religiöse Sphäre ist wieder zu erschließen, damit die gesamte Industriemenschheit vom Vollblutkapitalisten bis zu ebensolchem Proletarier die Sittengesetze des christlichen Glaubens wieder als einzige Maßstäbe ihres Handelns setzt. Die Nachkriegswirren haben die sittliche Verwilderung noch gesteigert. Darum ist die religiöse Erneuerung das erste und letzte Problem, damit der Industriemensch in seinem Mitmenschen wieder Bruder und Schwester sieht, in den Mühseligen und Beladenen aber seine Kinder.

Bergkönigin

Von Heinrich Seipp

Dich grüß ich, stolze Königin des Tals,
Du wolkenstreichend, herrlich Thronende,
Im Königsschmucke deines schimmernden
Eisdiadems
Die Schwester Gipfel überragend!
Des ewigen Schnees Lichtgewand
Umhüllt die Felsenglieder dir
Und weithin dehnt sich
Geheimnisdunkler Tannenwälder Grün
Zu Füßen dir.
Die Zeit gräbt Furchen in der Menschen Antlitz
Und in ihr Herz.
Du aber, stolze Talbeherrscherin,
Zeitlos zu dauern scheinst du,
Und faltenlos und jung
Bleibt dir das Antlitz.
Raum Jahrtausende
Vermögen es zu wandeln.
Mag die Lavine,
Zornig niederdonnernd,
Jahrhundertschutt von deinen Hüften streifen:
Wie Staub nur ist's,
Den von dem Riesenleib
Ein Windhauch blies.
Sturzbäche brausen hoch herab zu Tal,
An deiner Brust genährt
Mit Gletschermilch,

Die droben unversiegbar quillt;
Und gemengleich
Von Fels zu Felsen jauchzend springen sie.
Von ihrem immergleichen Rhythmus widerhallt
Die stumme Felsenwildnis.
Und bald begegnet sich der Bächlein Lauf
Und, eins geworden, jubelnd eilen sie
Dem Talgrund zu,
Wo unten tief der ernste Waldbach schäumt.
Wer lenkt der Bäche sichern Schritt?
Wer weist den Wassern ihren Weg?
Kein's weiß vom andern, doch sie finden sich. —
Im grünen Talgrund wie im Gletschereis
Urewige Gesetze walten immerdar,
Die Berge hoben, Berge stürzten, die
Die Felsen gründeten
Und sie zerstören wieder,
Kam ihre Zeit,
Um Neues neu zu zeugen. —
Zeugen und Vergehen!
Des Wechsels Ewigkeit: das Leben ist's!
Schein nur ist Dauer und sogar
Die trozig-stolze Talbeherrscherin
Ist einmal nicht gewesen, einmal nicht wie heut
Gewesen. Einmal auch vielleicht zuletzt
Wird wieder anders sie,
Vielleicht auch nicht mehr sein.

Die Hedwigskirche in Pleß und ihre Altäre

Von Professor Dr. Paul Knötel

Das Verdienst, auf die Kunst- und Kulturgeschichtliche Bedeutung der oberschlesischen Holzkirchen überhaupt erst aufmerksam gemacht zu haben, gebührt Dr. Hermann Luchs, einem geborenen Beuthener.¹ Es beeinträchtigt den Wert dieser Arbeit durchaus nicht, wenn sich bei diesem erstmaligen Versuch einer Zusammenstellung des weit verbreiteten Materials Irrtümer finden und auch einzelne Kirchen ganz fehlen. Das ist z. B. auch bei der Pleßer Schrothholzkirche zur hl. Hedwig der Fall. Luchs führt in dem Verzeichnis der Kirchen Pleß nur in Klammern an mit Hinweis auf Berun, weil eine Holzkirche von Pleß hierher überführt worden sei, die Valentinikirche auf dem Kirchhofe. Meines Wissens hat zuerst Hans Lutsch kurz über die Hedwigskirche gehandelt,² eingehender mit Plan- und Bildbeigaben Wiggert-Burgemeister.³ Wenn dann gerade über die Pleßer Holzkirche noch zwei besondere Abhandlungen erschienen sind, so beruht dies darauf, daß sich auf einer eichenen Schwelle der Umfassung die Jahreszahl 1201 eingeritzt findet. Von allen anderen erhaltenen Holzkirchen Oberschlesiens und, setzen wir hinzu, der mittelschlesischen Grenzkreise, auf dem rechten Oderufer, geht keine über das Jahrhundertjahr 1500 zurück; die älteste ist die von Pniow (Kreis Tost-Gleiwitz) von 1506⁴ und es erscheint schon deshalb recht unwahrscheinlich, daß ein Holzbau vom Beginn des 13. Jahrhunderts bis in unsere Zeit herübergerettet worden sein sollte. Trotzdem trat Emil Zellner vor siebzehn Jahren für das hohe Alter des Bauwerkes ein,⁵ wenn er auch zugibt, „daß es, wenn es auch nicht hintereinander aufgeführt sein sollte, doch spätestens in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts vollendet worden ist.“ Aus verschiedenen Gründen glaubte ich mich dagegen wenden zu sollen.⁶ Neuerdings hat E. Boidol in seiner dankenswerten Statistik der bestehenden und nachweisbaren bestehenden Holzkirchen in Ostoberschlesien unter Nr. 32 auch die Pleßer Kirche mit Hinzufügung der Jahreszahlen 1202 (?) 1622 angeführt.⁷ Die irrthümliche Zahl 1202 statt 1201 beruht wohl auf einem Druckfehler, jedenfalls aber erscheint es angängig, die strittige Frage über das Alter des Bauwerkes noch einmal zu behandeln und dabei, wie es im folgenden geschehen, soll auch zwei Altären der Kirche die Aufmerksamkeit zuzuwenden, von denen nur einer kurz bei Lutsch erwähnt ist.

¹ Siehe 8. Jahrg. S. 90 ff. des Oberschlesiers, wo ich sein Leben geschildert habe. Der oben angezogene Aufsatz steht in den Schles. Provinzialblättern, neue Folge (Rübezahl) 10. Jahrg. 1871 unter dem Titel: Die oberschles. Holzkirchen und Verwandtes, S. 109 ff.

² Verzeichnis der Kunstdenkmäler Schlesiens, 4. Bd. S. 442.

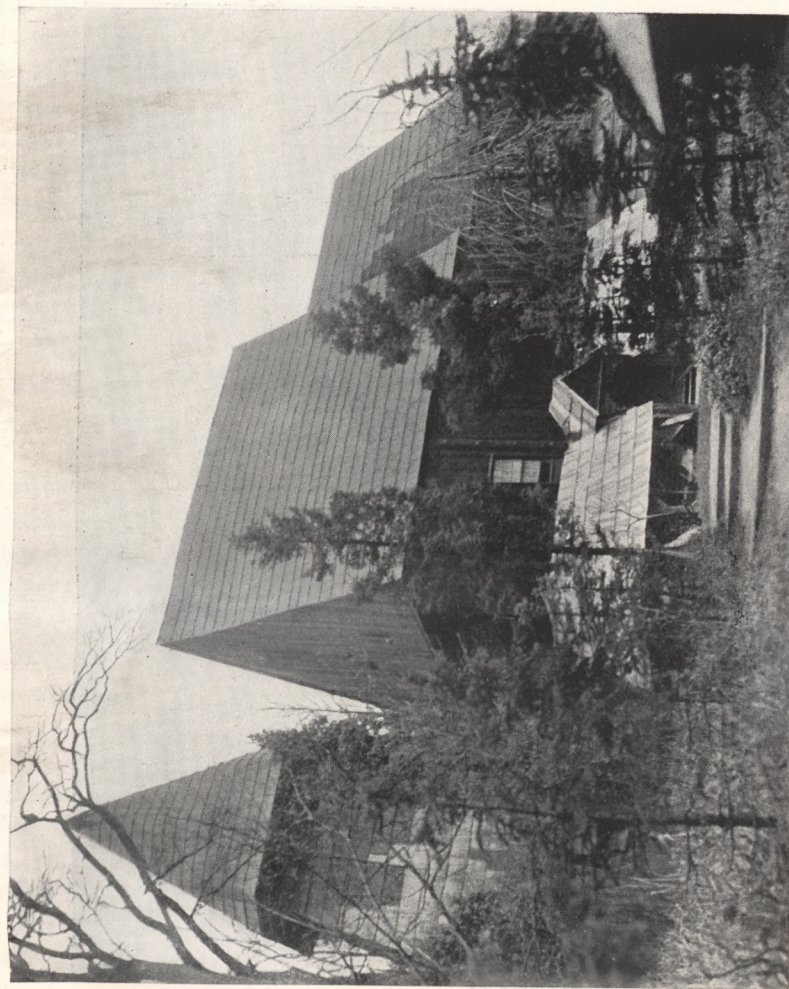
³ Die Schrothholzkirchen und Holztürme der preuß. Ostprovinzen, Berlin 1905.

⁴ J. Nowak, Die Schrothholzkirche von Pniow (Der Oberschlesier, 11. Jahrg. 1929 S. 315 ff.).

⁵ Die Kirche zu St. Hedwig in Pleß (Oberschles. Heimat, 8. Bd., 1912).

⁶ P. Knötel, Das Alter der Hedwigskirche zu Pleß (Oberschlesien, 11. Jahrg. 1912/13, S. 474 ff.).

⁷ Der Oberschlesier, 11. Jahrg., 1929, S. 313.



Die Hedwigskirche in Pleß
Außenansicht

phot. Boidol

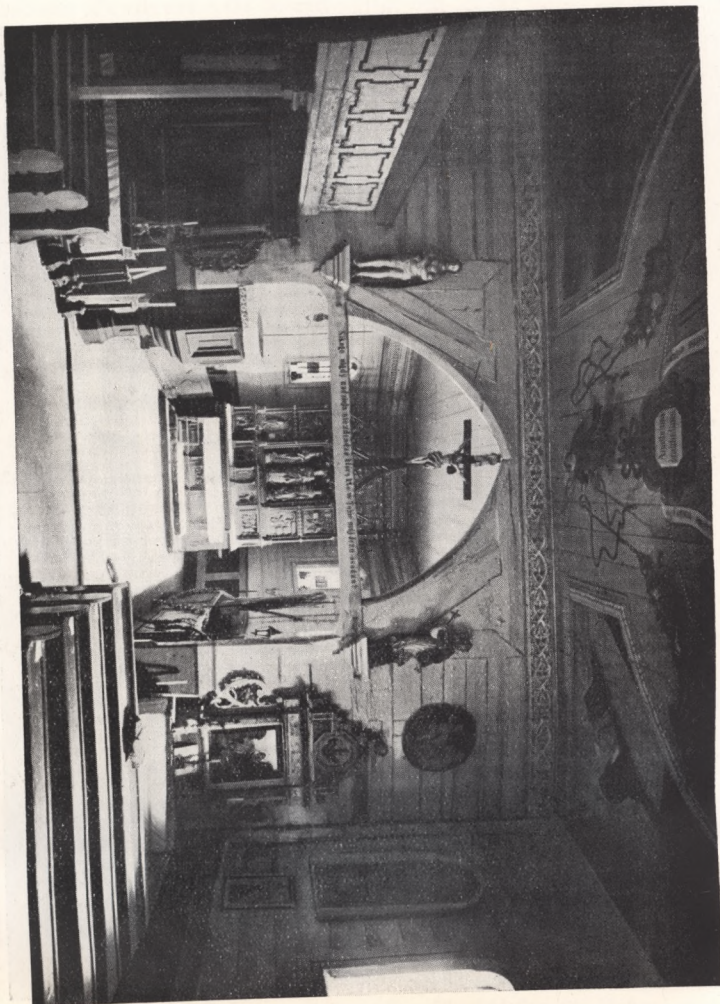
Der Grundriß der Kirche (Abbildungen bei Wiggert-Burgemeister und Zellner) läßt uns sofort die vier Bauteile erkennen, die für uns in Deutschland mit dem Begriff einer Kirche fast untrennbar verbunden sind. Der gegen das Laienhaus eingezogene Chor ist in halbem Achteck geschlossen, wie wir es an den meisten Schrotholzkirchen finden, im Gegensatz zu der überwiegenden Zahl der massiven Dorfkirchen, deren Chor rechtwinklig abschließt. An den Chor schließt sich nach Westen das Laienhaus an. Ich wähle mit Absicht diesen Ausdruck statt des gewohnten Langhaus, da sein Grundriß in unserem Falle (aber auch bei anderen Schrotholzkirchen) fast quadratisch ist.⁸ An die Nordseite des Chores lehnt sich, wie gewöhnlich, die Sakristei an. Und endlich ist der Westseite der Kirche der stark geböschte Turm mit achteckigem Zeltdache vorgelegt. Im Gegensatz zum eigentlichen, aus Schrotholzbalken aufgeführten Kirchengebäude besteht es aus Fachwerk. Infolge seiner Böschung steht er mit der vertikalen Westwand des Laienhauses in keiner organischen Verbindung; eine nur rein äußerliche ist dadurch hergestellt, daß ein niedriger Bauteil zwischen beiden von der Westvorhalle des Turmes durch ihn zur Kirche führt. Da außerdem die westöstliche Mittellinie des Turmes nicht in der Kirche ihre Fortsetzung findet, sondern gegen diese etwas nach Norden verschoben ist, so ergibt sich daraus die Tatsache, daß der Turm jünger sein muß, wie auch Zellner annimmt. Das erinnert uns daran, daß die meisten Dorfkirchen unseres Landes, auch die massiven, ursprünglich turmlos waren, vielleicht, daß abseits ein Gerüst zur Aufnahme der Glocken errichtet war.⁹ Erwähnen wir noch, daß sich rings um das eigentliche Kirchengebäude, nur von der Sakristei und einer Vorhalle im Süden unterbrochen, der gebräuchliche Umgang herumzieht, so stellt sich unser Bauwerk als ein typisches Erzeugnis der kirchlichen Schrotholzbaukunst unseres Landes dar, das in anderen, z. B. der jetzt im Beuthener Stadtpark stehenden ehemaligen Mikulschüler Holzkirche, ganz nahe Verwandte hat. Charakteristisch ist dabei auch das Fehlen von Fenstern an der Nordseite, das für den Chor ja auch durch den Sakristeianbau bedingt ist.

Dieser aus inneren und äußeren Gründen geformte Typus ergibt sich, trotz seiner Einfachheit, als das Ergebnis einer längeren Entwicklung, als deren Anfang wir uns mit höchster Wahrscheinlichkeit nur eine quadratische oder längliche Halle vorzustellen haben, an deren Ostseite der Altar stand. Darauf scheinen mir vor allem eine Anzahl Massivkirchen der Mark Brandenburg hinzuweisen, die sowohl des Turmes als auch eines besonderen Chores entbehren. Meiner Ansicht nach ist es ausgeschlossen, daß ein Schrotholzbau von 1201 die komplizierte Grundform der Hedwigskirche haben könnte.

⁸ Vergl. Krause, Westoberschles. Holzkirchen (Der Oberschlesier, 11. Jahrg., 1929, S. 301).

⁹ Den Beweis glaube ich in einem Aufsatz „Die Typen der schlesischen Dorfkirchen“ geführt zu haben, der in dem diesjährigen Bande der Mitteilungen der schles. Gesellschaft für Volkskunde erscheinen wird.

Die Hedwigskirche in Plesß
Inneres



Auch das Dach würde damals nicht so steil angelegt worden sein. Gerade darin zeigt sich eine Beeinflussung durch den gotischen Massivbau, der aber für das abgelegene oberschlesische Waldland im Beginn des 13. Jahrhunderts unmöglich ist. Zellner weist für eine mittelalterliche Entstehung des Baues auch auf den spitzbogigen Triumphbogen und den ebensolchen Abschluß der Sakristeitür hin. Deswegen aber kann der Bau jünger sein. Wir finden gotische Elemente noch bis ins 17. Jahrhundert hinein selbst an Massivbauten; so dürfen sie uns bei unseren Holzkirchen erst recht nicht wunder nehmen, aber nicht als stilistische Zeitbestimmungen verwendet werden. Rings um die Türwandung der Sakristei zieht sich als Schmuck eine Reihe eingekerbter kleiner Kreise herum; sie kehrt aber auch unter der Einfassung der südlichen Eingangstür wieder, die Renaissanceformen zeigt und uns so zwingt, beide Gewände als gleichzeitig anzusprechen. Dieser Umstand spricht auch dagegen, unsere Kirche als dieselbe anzusprechen, die 1408 urkundlich erwähnt wird und uns damit zum ersten Male vor dem Bestehen der Kirche in Pleß Kunde gibt. Oder richtiger bei Pleß. Denn sie liegt außerhalb der früher umwehrten deutschen Kolonialstadt Pleß. In der angezogenen Urkunde vom 4. Dezember 1408 überläßt der Herzog Johann von Troppan und Ratibor seinem getreuen Jocusch Wornichin einen Hof, „der da leit an dem Orte in unserem Dorfe, genannt Albedorf, bey der Pleßen, und gränzt zue der einen Seite an Henpils Schneider Garten, gelegen bey der Kirchen der Lieben Sanct Hedwig, zue der ander seiten gränzt heran Magken Scheffers Erbe.“¹⁰ Dieses Albedorf (= Altendorf) ist die slawische Vorgängerin der Stadt Pleß. Als diese begründet wurde, nahm sie, wie es fast zahllose Beispiele aus unserer Ostmark beweisen, dessen Namen Pszczyna an, der sich im deutschen Munde allmählich zu Pleß formte und den sie jetzt unter polnischer Herrschaft wieder führt. Das Dorf aber nannten nun die Deutschen Altendorf. Daß damals auch in ihm deutsche Männer saßen, beweisen die angeführten Namen Wornichin, Henpil (Hempel) und Scheffer.

Wenn auch alles dagegen spricht, daß unsere Kirche 1201 erbaut worden ist, so ist diese Jahreszahl doch nun einmal vorhanden und wir haben uns mit ihr auseinanderzusetzen. Außer ihr sind in dem Gebäude noch fünf Jahreszahlen vorhanden: 1609, 1610, 1627, 1655 und 1775.¹¹ Mindestens die letzte, wahrscheinlich aber auch die beiden vorhergehenden weisen wohl nur Ausbesserungen oder Erneuerungsarbeiten hin und kommen so für uns nicht in Betracht. Für 1201 bestehen zwei Möglichkeiten: entweder ist diese Zahl gleich bei Errichtung in diesem Jahre dort angebracht worden, oder sie verdankt einer späteren

¹⁰ E. Zivier, Geschichte des Fürstentums Pleß, S. 84, Anm. 3.

¹¹ 1609 und 10 im Chor hinter dem Altar mehrfach mit beige geschriebenem Namen und Initialen (der Kirchaltar?) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Büchs in Pleß, dem ich überhaupt für seine eifrige Unterstützung zu Dank verpflichtet bin, ist deutlich 1627, nicht 1622 zu lesen, was sich in der bisherigen Literatur findet.

Zeit ihre Entstehung, die damit das Jahr der wirklichen oder vermeintlichen Erbauung für die Nachwelt festhalten wollte. Nach meinen bisherigen Ausführungen ist der erste Fall ausgeschlossen. Dagegen spricht auch die Gestalt der verwendeten Buchstaben, arabischer Ziffern.¹² Diese aber kamen bei uns in Deutschland erst ganz allmählich mit dem Übergange von der Majuskel zur Minuskel im 14. Jahrhundert in Gebrauch; gerade aber für Jahreszahlen hielt man noch länger an der Schreibung in Buchstaben fest. Die erste sichere, in arabischen Buchstaben geschriebene Jahreszahl ist 1447 an der Umrahmung des Barbaraaltars im Kunstgewerbemuseum von Breslau aus der dortigen gleichnamigen Kirche. Auch schon daraus ergibt sich mit Sicherheit, daß die Jahreszahl nicht aus dem von ihr genannten Jahre herkommen kann, ganz abgesehen davon, daß bei uns in Schlesien Jahreszahlen, die als Urkunden auf den Bau einer Kirche hinweisen, selbst an massiven Dorfkirchen des Mittelalters nur ganz vereinzelt und spät vorkommen. Die älteste ist, soweit ich es feststellen konnte, 1504 in Schosniz (Kreis Breslau)! So bleibt nur die zweite Möglichkeit übrig. Irgendwann (ich glaube aus der Form der Ziffern zu schließen, erst nach 1655) hat man die Jahreszahl als das vermeintliche Gründungsjahr eingehauen. Merkwürdig ist es, daß 1201 ein geschichtlich bedeutendes Datum ist. Damals starb nämlich Boleslaus der Lange, und nun machte Mesko Heinrich I. den Besitz von Oppeln streitig und vereinte im folgenden Jahre ganz Oberschlesien in seiner Hand. Vielleicht, daß ein gelehrter Pfarrer der Barockzeit irgendwie die Gründung der Kirche mit diesen Ereignissen in Verbindung bringen zu müssen glaubte und so der Urheber der Beschriftung wurde. Aber noch eine andere Möglichkeit ist vorhanden, nämlich, daß irgendwo an der Kirche die Jahreszahl 1501 angebracht war und daß man die 5 als 2 las und danach die neue Jahreszahl 1201 einmeißelte. Gerade die 5 weist so mannigfache Abwandlungen gegenüber ihrer heutigen Form auf, daß ein der mittelalterlichen Epigraphik unkundiger Leser sie als 2 oder 7 lesen kann.¹³ Auf keinen Fall aber kommt 1201 irgend eine Bedeutung für die Baugeschichte der Hedwigskirche zu.

Ein bisher auch von mir nicht beachteter Umstand spricht vielmehr dafür, daß 1609/10 die Zeit der Erbauung ist. Wie aus der Innensicht der Kirche zu ersehen ist, zieht sich an der fensterlosen Nordseite des Laienhauses eine Emporbühne entlang. Diese gehören, wie ich glaube, ohne Ausnahme, erst der Reformationszeit an und sind dadurch bedingt, daß es nun galt, den zahlreichen Besuchern der evangelischen Gottesdienste, der langen Predigten und meist ganz gesungenen Kirchenlieder, bequemere Gelegenheit zu deren Bewohnung zu geben, wie ja auch das Laiengestühl in den Kirchen erst aus dieser Zeit herkommt, dann allerdings auch in den katholischen Gotteshäusern bei uns zur Verwendung kam. Die Einführung der Reformation in der Stan-

¹² Abbildung der Zahl in meinem erwähnten Aufsatz, Seite 480.

¹³ Vergl. meinen Aufsatz S. 483, wo ich 10 Beispiele verschiedenartiger Fünfen aus der Zeit von 1500 bis 1550 gebe.

des Herrschaft Pleß hatte unter Karl von Promnitz (1568—91) stattgefunden; zum Jahre 1578 erfahren wir aus einem Briefe des Krakauer Bischofs an den von Breslau, daß die Hedwigskirche in Pleß vor zehn und einigen Jahren „prophaniert“, d. h. in evangelische Hand gekommen wäre.¹⁴ Nun wurde gerade in den letzten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts bis in die zwanziger Jahre des folgenden in Schlessen von adligen Patronen und Gemeinden lutherischen Bekenntnisses eine so reiche Bautätigkeit in Schlessen entfaltet, daß wir kein Bedenken tragen dürfen, das Jahr 1609/10 als das der Entstehung des gegenwärtigen Bauwerks anzusprechen. Ob der Bau von 1609/10 ein Ersatz der 1408 erwähnten Kirche war oder noch ein oder mehrere Zwischenglieder anzunehmen sind, läßt sich nicht mehr feststellen.

Beim Betreten der Kirche lenkt sich unser Blick unwillkürlich auf den Hochaltar, und wir glauben in ihm ein Stück jener unkünstlerischen Tischlergotik vor uns zu haben, die nur allzuoft im vergangenen Jahrhundert im Dienste vermeintlicher Stileinheitsbestrebungen das gute Alte verdrängt hat. Beim Nähertreten sind wir aber angenehm enttäuscht, insofern das moderne Rahmenwerk Holzschnitzwerke aus der Zeit um rund 1500 umschließt.¹⁵ Es läßt sich daraus der ursprüngliche Altarschrein mit Flügeln und Staffel erschließen, wie das folgende Schema zeigt.

Johannes der Täufer	Hedwig Maria Margaretha	Johannes der Evangelist
Das Kreuzwunder der hl. Hedwig		Hedwig bei Werken der Barmherzigkeit
Die 14 Nothelfer		

¹⁴ E. Zivier, Zur Geschichte der evangel. Kirche in Schlessen (Oberschlessen, 5. Jahrg., 1906/07, S. 279 f.). 1628 wurde die Kirche wieder katholisch.

¹⁵ In der Literatur hat bisher nur Luchs auf das Altarwerk hingewiesen (4. Bd. S. 442). Er erklärt fälschlich Johannes den Evangelisten als Benedikt, allerdings mit einem Fragezeichen.

Diese Anordnung stimmt mit der des gegenwärtigen Altars überein, nur daß hier die Nothelfer aus der Staffel unter die ehemaligen Flügelbilder verwiesen sind, um dem Tabernakel Platz zu machen. Die hl. Jungfrau und Margaretha tragen mit ihren hohen Stirnen und auch dem Faltenwurf ihrer Gewänder so ausgesprochen spätmittelalterliche Züge, daß sie unbedenklich der angegebenen Zeit zuzusprechen sind. Dagegen stimmt die hl. Hedwig mit ihnen stilistisch durchaus nicht zusammen; ich möchte sie erst für ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts halten, ohne das jetzt nachprüfen zu können. Daß in dem ursprünglichen Altar an derselben Stelle eine Holzfigur der Heiligen gestanden hat, ist sicher anzunehmen und damit im Zusammenhange mit den beiden Hedwigsreliefs dieser als der frühere Hochaltar der ihr geweihten Kirche anzusehen. Die beiden Johannesreliefs zeigen die Heiligen in Berglandschaften, den Täufer, durch das Lamm charakterisiert, in der Wüste, die damals immer als Berglandschaft erscheint, und den Evangelisten als Verfasser der Geheimen Offenbarung in der Einsamkeit von Patmos. Die Gesichte, die er dort gehabt, werden unter dem Bilde der hl. Jungfrau mit dem Kinde im Strahlenkranz symbolisiert. Das Relief unter Johannes dem Täufer zeigt die schlesische Landesheilige (ohne Herzogskrone) in einer Kapelle vor einem Altar knieend. Christus hat seine rechte Hand vom Kreuze, das auf jenem steht, gelöst und zeigt auf seine Seitenwunde. Es ist dies eine vereinzelte Abwandlung jenes legendarischen Vorganges, daß der Heiland sie mit der rechten Hand gesegnet habe. So stellen die bekannten Hedwigsbilderfolgen von der Bilderhandschrift von 1353 bis zum Breslauer Drucke von 1504 das Ereignis dar, das später in der Barockzeit besonders beliebt wurde. Das rechte untere Relief versetzt uns in ein Krankenhaus, das durch zwei Betten mit je zwei Kranken (in unmöglicher Perspektive) charakterisiert ist; rechts vorn kauert noch eine Person. Die Mitte des Bildes nimmt die Heilige ein, die einem armen Knaben eine Schüssel mit Lebensmitteln reicht. Hier trägt sie die Herzogskrone. Mit großer Mühe hat der Schöpfer des Werkes die 14 Gestalten der Nothelfer in dem engen Rahmen der ursprünglichen Staffel untergebracht. Einige mußten infolgedessen ganz zurücktreten und sind auf unserer Abbildung z. T. nur andeutungsweise sichtbar. Völlig zeigen sich uns, von links nach rechts, nur die folgenden Gestalten: Barbara, Katharina, Margaretha, Georg und hinter ihm ein Bischof (Blasius ?), weiterhin Christophorus mit dem Christuskinde, Pantaleon (die Hände über dem Kopfe zusammengelagert), Eustachius mit einem von einem Kreuze bekrönten Hirschkopf, Dionysius mit seinem abgeschlagenen Haupte in den Händen und Erasmus mit der Winde.

Es muß der Zukunft vorbehalten werden, die Bedeutung des Altarwerkes eingehend zu würdigen und zu untersuchen, ob und wie weit verschiedene Hände an seiner Schaffung beteiligt waren. In dem kleinen, weltabgelegenen Pleß ist es sicher nicht entstanden.

In der Provinz Schlessen, wie sie von 1816 bis zur Schaffung der neuen Provinz Oberschlessen und zum Verluste einzelner Teile an Polen und Tschechien bestand, lassen sich für das Ende des Mittelalters hauptsächlich die Ausstrahlungen von vier Kunstmittelpunkten feststellen, an erster Stelle natürlich Breslau, dann für den lausitzer Anteil und die an ihn grenzenden altschlessischen Gebiete Görlitz, für die Grafschaft Glatz Prag und endlich Krakau für Teile des geschichtlichen Oberschlesiens. Und dazu müssen wir auch Plesß rechnen, da es damals und noch bis 1821 mit den Dekanaten Beuthen und Plesß kirchlich dem Krakauer Bistum unterstand. Die Stadt Krakau war kunstpolitisch am Ende des Mittelalters völlig von Deutschland abhängig; wir brauchen nur an die Namen Veit Stoss und Peter Vischer mit seinen Söhnen zu erinnern und darauf hinzuweisen, daß Dürers jüngerer Bruder Hans in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts dort Hofmaler war. So liegt es nahe, daran zu denken, daß auch unser Altarwerk in einer deutschen Werkstatt der polnischen Königsstadt entstanden ist oder mindestens seine Schöpfer von dort beeinflusst waren. Für Beeinflussungen durch die Stosschule scheinen mir tatsächlich auch einzelne Züge an ihm zu sprechen, so besonders die Faltengebungen der bauschigen Mäntel der Jungfrauen Barbara und Katharina und des hl. Christophorus. Aber auch die Gestalten der beiden Johannes deuten darauf hin. Auf Krakauer Einflüsse ursprünglich Nürnberger Herkunft scheinen mir auch die Nothelfer der Staffel hinzuweisen. Diese Gruppe von 14 Heiligen wurde fast ausschließlich in Deutschland verehrt. Abgesehen von älteren, sehr zweifelhaften Anzeichen ihrer Verehrung kommt diese erst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in Aufnahme und zwar von Franken aus, wo später die Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen entstand. Von dort aus wird dann ihre Darstellung durch Nürnberger Künstler in das Kolonialkunstgebiet von Krakau und sein weites Umland gekommen sein. Bezeichnend dafür ist, daß eines der wenigen Nothelferbilder Schlesiens aus dem Spätmittelalter, in der Jakobikirche in Neisse, eine Schöpfung eines Nürnbergers, nämlich von Hans Dürer ist.¹⁶ Auch für die Kapelle der Nothelfer im Trebnitzer Walde, die 1496 urkundlich erwähnt wird, sind möglicherweise Nürnberger Einflüsse anzunehmen.¹⁷ Jedenfalls verdiente unser Altarwerk, wie schon gesagt, eine eingehende stilkritische Untersuchung und Würdigung. Lutsch erwähnt noch einen kleinen Altarflügel, dessen Vorderseite verdorben sei, die Rückseite die Verkündigung in Malerei zeige.¹⁸ Nach dem gegenwärtigen Bestande läßt sie sich nicht mehr erkennen. Die andere Seite aber zeigt ganz deutlich übereinander zwei Gestalten, oben einen härtigen Mann, der in

¹⁶ Vergl. die Aufsätze von Dittrich und von mir im „Oberschlesier“, 7. Jahrg. 1925, S. 450 ff. und 10. Jahrg. 1928, S. 303 f.

¹⁷ Über Beziehungen der fränkischen Familie Sauermann zu Trebnitz vergl. meinen Aufsatz: St. Sebald in Schlessen, Schles. Geschichtsblätter, Jahrg. 1928, S. 14 f.

¹⁸ a. a. O. S. 442.

einem Buche liegt, wohl ein Evangelist oder Apostel, unten den hl. Laurentius in seiner typischen Darstellung als Diakon mit einem Roste und gleichzeitig einem Buche in den Händen. Lutsch schreibt den Flügel der Mitte des 16. Jahrhunderts zu, was wohl stimmen mag.

An der Ostwand des Laienhauses sind noch zwei Altäre aufgestellt. In der Umrahmung ihrer Bilder zeigen sie den bekannten Aufbau, den wir sowohl an Altären wie auch an Epitaphien der Renaissance finden, hier allerdings schon im Übergange von dieser zum Barock, dem sogenannten Knorpelstil. Wegen seines Bildes haben wir uns mit dem des nördlichen Altars zu beschäftigen; nicht als ob es ein großes Kunstwerk wäre — das ist durchaus nicht der Fall — sondern wegen seines Bildinhalts. Mit dem ganzen architektonischen Umbau stammt es sicherlich aus der Zeit des Neubaus der Hedwigskirche oder bald nachher. Es gehört also in die Zeit, wo sie dem evangelischen Kult diente. In weiten Kreisen, evangelischen wie katholischen, ist vielfach die Meinung verbreitet, daß der Protestantismus dort, wo er zur Herrschaft gelangte, dem Bilde als Schmuck der Kirchen feindlich gesinnt gewesen und dieses damit aus ihnen verschwunden sei. Das ist für das reformierte Bekenntnis richtig, nicht aber für die lutherische Kirche. Diese nahm bei allem Gegensatz gegen die Bilderverehrung die Bilderfreude des Mittelalters mit herüber, wie noch zahlreiche alte, seit der Reformation lutherische Kirchen mit ihren der Renaissance angehörigen Altären, Kanzeln, Taufsteinen und vor allem Epitaphien beweisen, in Schlessen z. B. die evangelischen Hauptkirchen in Breslau, Brieg und Liegnitz, deren Bestand an Denkmälern aus der Reformationszeit aber früher noch viel größer war als jetzt.¹⁹ Neben der Fortführung und Weiterbildung biblischer Gestalten und Vorgänge schuf die lutherische Kirche auch neue Typen. Der wichtigste unter ihnen ist die in Gemälden und Drucken sehr häufig wiederkehrende Darstellung von „Geseß und Gnade“ in der Gegenüberstellung des alten und neuen Testaments. Die Schöpfung dieses Bildinhalts geht, wohl nicht ohne Einwirkung von Luther selbst, auf Lukas Kranach zurück. Ihre Aufgabe war, die lutherische Gnadenlehre den Gläubigen faßbar im Bilde vorzuführen. Zum Verständnis unseres Plesser Gemäldes müssen wir, wenn auch nur kurz, etwas darauf eingehen. Die gebräuchlichste Darstellung, wie sie uns in Schlessen in dem Epitaphium des ersten lutherischen Pfarrers der Maria Magdalenenkirche in Breslau, Joh. Hefß, erhalten ist,²⁰ zeigt den Bildraum durch einen Baum in der Mitte in zwei gleichgroße Teile geteilt; der Baum ist auf der alttestamentlichen Seite (links vom Beschauer aus) dürr, rechts voll belaubt. Unter ihm stehen auf der linken Hälfte Moses und ein

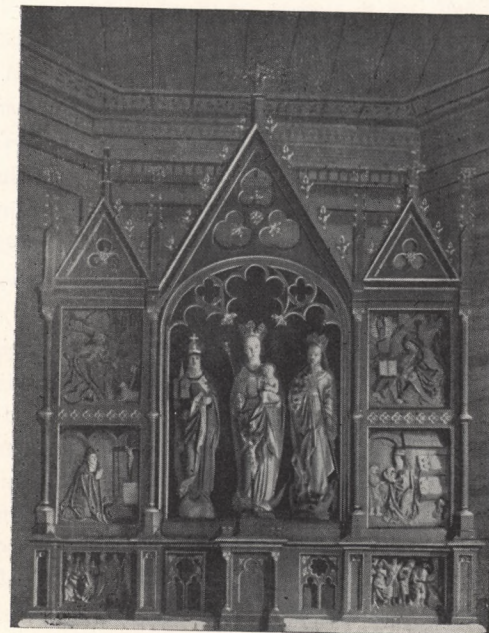
¹⁹ Vergl. meinen Aufsatz: Das Bild in der Kunst der evangel. Kirche (Mitteilungen der schles. Gesellschaft für Volkskunde, 28. Bd. 1927, S. 178 ff.), für Schlessen insbesondere meine kirchliche Bilderkunde Schlesiens, S. 127 ff.

²⁰ Abbild. Schles. Vorzeit, neue Folge, 5. Bd., Tafel 8.

paar andere Gestalten des alten Testaments, während der unter dem „Gesetze“ stehende nackte sündige Mensch vor Tod und Teufel auf den offenen Höllenrachen zuläuft. Anders im neuen Testament rechts; hier weist der Täufer Johannes den Menschen (ebenfalls unbekleidet) auf den am Kreuze hängenden Heiland als den einzigen Quell der Gnade hin. Auf dem Breslauer Gemälde, aber auch anderwärts, steht neben dem Kreuze Christus noch einmal als Sieger über Tod und Teufel (Drache), die er mit seiner Kreuzesfahne durchsticht. Den Hintergrund füllen dann noch verschiedene andere Vorgänge, die auf die Sünde und die Erlösung hinweisen, so vor allem der Sündenfall selbst, die Anbetung der ehernen Schlange u. a., was für uns nicht weiter in Betracht kommt. Eine grundlegende Umwandlung erfährt dieser Typus dadurch, daß der Gekreuzigte in die Mitte gerückt wird und mit ihm die schon geschilderten Gestalten aus der Zeit der Gnade, während die Verfolgung des sündhaften Menschen ihren Platz im Hintergrunde erhält.²¹ Diese kurze Schilderung läßt uns schon erkennen, daß auch das Plesser Bild in den Kreis der Darstellungen von Gesetz und Gnade einzuordnen ist. Nicht in dem Sinne, daß der Einzelmensch in seiner Beziehung zu beiden erscheint. Er ist hier ganz weggefallen. Die Gegenüberstellung von altem und neuem Testament findet hier in doppelter Weise statt, in einer Linie von links nach rechts und von vorn nach hinten. Um mit dieser zu beginnen, sehen wir ganz vorn in der Mitte das alttestamentliche Vorbild des Christuskreuzes, das Kreuz mit der ehernen Schlange, über ihm aber erhebt sich in strahlender Glorie einer Darstellung des neuen Bundes, die in ihrer Seltenheit und Ungewöhnlichkeit den meisten Beschauern zunächst unverständlich sein wird. Auf einem Berge steht eine Weinpresse, eine Kelter. In deren mit dem Rebensaft, d. h. seinem Blute gefüllten Kasten beugt sich Christus unter der schweren Last des durch die Schraube herabgedrückten Kreuzes. Diese Verbildlichung geht auf Isaias 63, 3 zurück: Ich trete den Kelter allein und niemand unter den Völkern mit mir. Ich habe sie gekeltert in meinem Zorn und zertreten in meinem Grimm. Daher ist ihr Blut auf meine Kleider gespritzt, und ich habe all mein Gewand besudelt. Der erste Satz dieser Prophetenstelle ist schon im Mittelalter bildlich auf Christus bezogen worden, der sein Blut für die Menschen vergießt und es ihnen unter der Gestalt des Weines wieder zukommen läßt. In Schlesien findet es sich als Gemälde auf einem Altarflügel des Diözesanmuseums, der aus der Corpus-Christikirche stammt.²² Wie unser Plesser Bild beweist, hat diesen Vorwurf auch die lutherische Kirche in ihren Bilderkreis übernommen, vielleicht, daß gerade die Hervorhebung von Christi Blut als Hinweis auf den in der alten Kirche den Laien vorenthaltenen Kelch mit zur Herüber-

²¹ Beispiele für diese Typen in dem in der vorigen Anmerk. angeführten Bande zu dem Aufsatz von R. Foerster, Die Bildnisse von Joh. Hefß und Cranachs „Gesetz und Gnade“, S. 117 ff.

²² Die Leser des „Oberschlesiens“ finden eine Wiedergabe des Gemäldes im Märzheft des 10. Jahrgangs, 1928.



Der Hochaltar



Die Hedwigskirche in Plesß

Der nördliche
Nebenaltar

Die Hedwigskirche in Pless
Die 14 Nothelfer vom Hochaltar

nahme veranlaßt hatte.²³ Der gewöhnlichen Haltung des kelternden Erlösers ist aber noch ein neuer Bezug hinzugefügt: er hält in der Rechten die Kreuzesfahne, mit der er die vor dem Kelter liegenden Tod und Drachen (Teufel) tötet, also eine Herübernahme des uns aus Gesetz und Gnade bekannten Motivs, daß dort neben dem Gekreuzigten noch einmal Christus als Besieger jener beiden erscheint, die den Menschen im alten Testamente verfolgt hatten.

Noch einmal treten sich altes und neues Testament in den Gestalten rechts und links von der ehernen Schlange laut Beschriftung gegenüber: links Adam (mit Schnurrebart, wie er manchmal in dieser Zeit erscheint), Eva, Jesse, Moses, Abraham mit dem Knaben Isaak, Aaron und David. Rechts erblicken wir Johannes den Täufer, dem in Gesetz und Gnade, wie wir sahen, eine besondere Bedeutung zukommt, dann Paulus, Petrus, knieend Magdalena und der Zöllner. Hinter ihnen erhebt sich, wie auf jenen Bildern ein Kreuz, aber es ist nicht Christus, sondern der reumütige Schächer. Und so sind, mit Ausnahme des Johannes, alle hier Dargestellten reuige Sünder, die durch Christi Gnade gerettet worden sind. So ist damit der Gedanke der Erlösung im lutherischen Sinne besonders hervorgehoben. Ungewiß erscheint mir, wie die großen Scharen Menschen im Hintergrunde gedeutet werden sollen. Ist es die Christengemeinde auf der Erde, oder sind es die Seligen im Himmel?

Es lag im Geiste der Reformationszeit, der in engem Zusammenhange mit dem Humanismus steht, begründet, daß man der bildenden Kunst Aufgaben zumutete, die eigentlich außerhalb der künstlerischen Darstellungsmöglichkeiten lagen. Dazu gehören auch die besprochenen Bildmotive einschließlich unseres Plessers Gemäldes. Auf katholischer Seite sei das sogenannte lebende Kreuz genannt, das den dreifachen Dpfergedanken zum Inhalt hat: das von Gott verworfene alttestamentliche blutige Opfer, das einmalige Erlösungsoffer am Kreuze und das stets wiederholte Messopfer der Kirche.²⁴ Zur vollen Verdeutlichung solcher Vorwürfe war man schließlich gezwungen, zu In- und Beischriften zu greifen, wie wir es auch auf unserem Bilde sehen, wo unter anderem auch der Anfang der Stelle aus Jesaias nicht fehlt. Seinen kulturgeschichtlichen Wert erhält es durch den Umstand, daß diese Art der Darstellung von Gesetz und Gnade ganz vereinzelt dasteht. Wenigstens sind mir andere Beispiele dieser Art nicht bekannt. Vielleicht aber dürfte unserem Bilde ein Holzschnitt oder Kupferstich aus dem Reformationszeitalter zugrunde liegen, der unter Umständen einmal zum Vorschein kommt. Häufig sind bei der Durchführung der Gegenreformation

²³ In der Gumbertuskirche in Anspach hängt ein Gemälde aus der Zeit von 1470 desselben Inhalts, auf dem aus dem Kelterkasten Hostien fallen, die der Papst in Kelchen zur Verteilung an die Gläubigen auffängt. Hier also die katholische Auffassung, daß in der Hostie der ganze Christus (Leib und Blut) enthalten sei.

²⁴ Vergl. meine kirchl. Bilderkunde, S. 33 f., wo sich in den Anmerk. auch die Literatur darüber verzeichnet findet.

Bilder spezifisch lutherischer Anschauung beseitigt worden, besonders, wenn sie, was öfter vorkam, Luther und andere Reformatoren als Teilnehmer biblischer Vorgänge, hauptsächlich des ersten hl. Abendmahls, aufwiesen. Da in unserem Falle der lutherische Grundgedanke nicht so offenbar entgegentrat, das Bild allgemein christlich ist und auch in katholischem Sinne gedeutet werden konnte, ist es erhalten geblieben.

Zellner erwähnt in seinem Aufsatz auch eine Sage, nach der die Kirche von der hl. Hedwig selbst gegründet worden sei. Das wird, wie bekannt, von zahlreichen schlesischen Kirchen erzählt. Sicher hat der Umstand, daß eine Anzahl von ihnen ihr geweiht war, die Veranlassung dazu gegeben. Auch von dem hl. Adalbert wird das bezüglich ihm geweihter Kirchen erzählt. Das ist echt volkstümlich. Keinesfalls aber gilt das für die weitere Formung der sogenannten Sage, daß die Fürstin auf ihrer Reise nach Plock in Polen diesen Beschluß an Ort und Stelle gefaßt habe, als sie ihren Gemahl aus der Gefangenschaft befreien wollte. Zellner weist selbst darauf hin, daß die Reise nicht 1201, sondern erst 1228 stattfand. Wir haben in dieser Erweiterung der Ursache vielmehr einen mißglückten späteren Versuch zu sehen, die vermeintliche Kirchengründung in den geschichtlichen Verlauf ihres Lebens einzugliedern. Daß wir ein erst aus der Zeit der Romantik stammendes Erzeugnis vor uns haben, beweist auch die Schilderung, wonach die Heilige an der Stelle, wo sich jetzt die Kirche erhebt, ihr Nachtlager aufgeschlagen habe und am anderen Morgen „entzückt von dem lieblichen Bilde des von der Morgensonne belebten Farbenspieles der bunten Wiesen und dem majestätischen Anblicke der im Süden halbkreisförmig sich heranziehenden Gebirgskette der Beskiden“ gelobt habe, wenn es ihr gelänge, ihren Gemahl zu befreien, an dieser Stelle eine Kirche zu erbauen. Das ist romantische Stimmung, aber nicht echt volkstümliche Sage.

Die Frau des Dichters

Von Gertrud Aulich

Das ist seit vielen Jahren immer so:
Des Abends, wenn die blauen Schatten sinken,
Und andre, müd vom Werke, und doch froh,
Die kühle Labnis süßen Glüdes trinken,
Bei Weib, bei Freund, im Winkel, irgendwo ...
Dann geht sie zögernd wie auf wunden Sohlen
Zu ihm hinein und wartet an der Tür,
Ob er nicht, endlich hingewandt zu ihr,
Sie leis beim Namen nennt, ihr winkt, verstohlen,
So wie man heimlich etwas Liebes winkt
Und ihr erlaubt, am Arm ihn fortzuholen
Zu ihrer Sehnsucht, die sie heiß durchdringt,
Und ob, wie vor so vielen, vielen Tagen
Er ihren weichen Händen gern erlaubt

An seinem Überflusse mitzutragen,
An sie gelehnt und wunschlos, Haupt bei Haupt --

O nichts davon. Nur toter kommt die Nacht.
Der Dichter-Schaffer aber beugt sich tief
Zu seinem Werk, das er ins Sein berief,
Ganz Schöpfer, Kraft, ganz Liebe, Blut, Gewalt!
Indes sein Geist zu herrlicher Gestalt
Mit rascher Feder Glück und Liebe — dichtet,
Schleicht lächelnd sie hinaus, unhörbar sacht.
Doch ihre Augen, innewärts gerichtet,
Sind rot umsäumt, und ihre Züge alt,
Und ihres Scheitels mattes Gold gelichtet.

Er ist unser

Ein Lob auf den oberschlesischen Herbst
Von Max Niedurny, Gleiwitz

Ein eigenartiger Bursche, wie das Land, dem er seine Gunst schenkt, ist doch der oberschlesische Herbst. Meist schreitet er still und versonnen dahin; oder er steht da und dort am Wege und schaut mit großen Augen in die blaue Ferne, die so klar und durchsichtig ist, wie feines Glas.

Und wenn er seines Weges geht, hat er an jedem Busch und Baum etwas zu basteln; und die halten selig still, als berühre sie eine linde Wunderhand. Den steifen Kirchturmspitzen über den Häusergiebeln hängt er einen Silberfitter an Kreuz und Knopf. Die erglühn wie vom Glück überraschte Kinder. Blaue Seide schenkt er den schobengedackten Bauernhütten, die im Schatten der dunklen Wälder voll beschaulicher Ruhe hocken. Das knistert so leise, leise ... Streuen Engelshände des Himmels flimmernden Glanz und Glast über das gabengesegnete Land?

Auch hinter den grauen Qualmvorhang der hohen Essen und an das Räderspiel der stahlgliedrigen Fördertürme wagt sich der Herbst. Dort flieht er den russigen Rauchfahnen bunte Bandstreifen in das ernste Tuch. Und wo die Eisenhämmer dröhnend den glühenden Stahlblock pressen, wo tausend Räder sich in tollem Wirbeltanz drehen, da guckt er auch mal hinein. Steht schüchtern einige Zeit hinter dem dicken Eisengitter, schlüpft wohl auch vorsichtig durch das Tor in den staubigen, schlackenbesäten Werkshof und lächelt die Menschen an, denen die harte Fron den Nacken beugt. Aber in dem Trubel und Fauchen wird ihm doch angst und bange, dem stillen Träumer. Er fürchtet, von Blut und Lärm verschlungen zu werden oder zwischen die knirschenden Eisenzähne zu kommen.

Golchem Unheil muß er aus dem Wege gehen. Das ist er den braven Oberschlesiern schuldig. Wie schauen sie doch immer so sehnsüchtig nach ihm aus, nach ihrem Herbst! Und wenn er da ist, wollen sie ihn nicht fortlassen. Viele Menschenalter hindurch haben sie ja auf ihn warten müssen; und es ist noch gar nicht so lange her, daß der oberschlesische Herbst endlich sagen konnte: „Da habt Ihr mich! Jetzt bin ich Euer!“ Das war damals, als die heimatliche Scholle in Sumpf und Nebel erstickte und die Menschen fast verzweifeln, weil die Feldfrucht karg und gering blieb. Damals setzte sich der Herbst ganz ernsthaft mit Sommer und Winter auseinander, damit ihm jedes einen Teil seiner Herrschaft abtrat. Mit dem Sommer, der sich hierzulande das Faulenzen angewöhnt hatte, ward der Herbst bald einig. Dem Winter dagegen war nicht so leicht beizukommen. Der blieb hartnäckig und steckte sich erst die größten Grobheiten ein, ehe er brummend das Feld räumte.

So ist der Herbst Sieger geworden und nutzt seinen Erfolg tüchtig aus, wie gern ihm

auch seine feindlichen Brüder in diesem oder jenem Jahre etwas am Zeuge flicken möchten. Bald will der Sommer nicht fort und tut ganz unentbehrlich; bald kann's der Winter mit dem Einmarsch nicht erwarten. Aber unser Herbst versteht, sich zu wehren und zu behaupten. Immer lächelnd und dabei seinen Vorteil wahrend. Er bringt es sogar fertig, den Lichterschein vor Allerseelen sich mit anzusehen oder gar Sankt Martinus den Schneeschimmel auszureden.

Das ist natürlich nur selten der Fall. Meist genügt ihm seine unvergleichliche, vielgepriesene Glanzzeit. Da liegt er am liebsten am Waldrand und schaut nach den braunen Feldern hinüber, von denen die bunten Kopftücher der Frauen ihm zunicken, wenn ihre blühenden Hacken unermüdlich in den Kartoffelfurchen wühlen... Und tummeln sich Kinder auf dem Acker, dann blinzelt ihnen der Herbst lustig zu. Die verstehen ihn. Bald lodert es wie Opferbrand auf der gebefreudigen Scholle und kräuselt sich in seinen Linien über die Fluren.

Geht da ein Mann den Felddrain entlang, gebückt und in sich gekehrt. Plagt sich mit Kleinlichen Sorgen und achtet nicht der beruhigenden Pracht um ihn her. Der Herbst zupft ihn am Armel und weist nach dem lustig flackernden Kartoffelfeuer. Tut ihm doch der Mann den Gefallen und bleibt stehen. Die Jungen, die eben ihre runden Leckerbissen aus der heißen Asche verzehrt haben und sich gruslige Geschichten erzählen, erspähen in der Ferne den einsamen Mann.

„Da ist einer...“, raunen sie einander zu, und es kommt sie ein kleines Fürchten an. Und ahnen gar nicht, was in der Brust des Einsamen eben aufgeblüht ist an seligen Erinnerungen, umloht von herbstlichen Feuern, an denen auch er einst gegessen.

„Aus der Jugendzeit... klingt ein Lied...“

Dann nimmt der Herbst den Alten unter den Arm und wandert mit ihm über die rotbesonnte Heide, und sie wandern stumm und doch so selig dahin... Endlich geht der Herbst noch ein Stück allein und ersteigt den heiligen Berg am Oberstrom, stellt sich an die weißen Klostermauern und baut über der Kuppe ein Haus aus feinstem Kristall. Morgen werden die Leute aus dem Tal kommen und sich in das Haus setzen und hinaus schauen in die Ebene und darüber hinaus. Der Herbst wird ihnen die Heimat zeigen, die Liebe, traute... Und weit drüben des heiligen Berges statliche Brüder in verblauender Ferne, wohin mancher seiner Sehnsucht Träume schickt.

Im Abwärtschreiten ersteigt der Herbst noch rasch den Hügel, auf dem das braune, ehrwürdige Holzkirchlein steht, klopft dem vertraulich auf die alten, rissigen Glieder und spricht: „Wie hab ich euch alle so lieb, ihr großen und kleinen Kinder, ihr stillen Dörfler und unraffigen Truggestalten!... Und zum Erntedankfest bin ich da, wie immer, so lange du stehst... und die Kirrnes feiere ich selbstverständlich auch mit, denn ich bin ja euer...“

Ja, so ist er, unser lieber obererschlesischer Herbst...

Aus dem Tagebuche eines Feldarztes

Von Friedrich Glafer

Urlaub

Mein Bursche Julius begleitet mich von der Argonnenfront an den schmucken Bahnhof von St. Trubin, den württembergische Landwehr mit viel Geschmack gebaut hat. Der Zug fliegt an dem sonnigen Spätsommertage durch die eintönige lothringische Landschaft der Heimat entgegen. Nach Sonnenuntergang erreichen wir das verdunkelte Metz. Ein kurzer Aufenthalt, dann geht es weiter in die dunkle Nacht, und da aus Vorsicht die Abteile im Festungsgebiet unbelichtet bleiben, flammen die Sterne in ungewöhnlicher Pracht.

Der Anblick des bestirnten Himmels stimmt jeden Menschen nachdenklich, und der Vergleich der urreigensten Welt des Ich mit dem Kosmos liegt nahe.

Geheimnisvolle Gesetze lassen die Welten im All kreisen, ketten sie aneinander und stoßen sie in gleicher Stärke wieder ab, genau wie das Schicksal gesetzmäßig Menschen miteinander verknüpft und trennt, doch keine Brücke wölbt sich von einer winzigen Welt „Mensch“ zur anderen. — —

Die Erkenntnis der tiefsten Tragik des Lebens ist dem jungen Soldaten verschlossen, und er zürnt der Heimat, von der er glaubt, sie habe sich ihm entfremdet, weil er nicht einsieht, wie verschieden die Aufgaben von Bürger und Krieger sind, und wie wenig sie deswegen einander verstehen können.

Ein schöner Morgen dämmt auf, bald ist Berlin erreicht. Am Bahnhof Friedrichstraße steht der obererschlesische Zug, und in ihm grüßt der Urlauber beglückt ein Stück Heimat. Und doch ist es die gleiche Heimat, der ich mich seit Jahren entwachsen wähnte, als ob jemals ein Mensch dem Rätsel des mütterlichen Schoßes, der Erde, der er entstammt, entwachsen könne.

In früheren Jahren gab es Zeiten, in denen ich die Heimat zu hassen meinte und verkannte, daß Haß enttäuschte Liebe ist, aber doch Liebe! In jugendlichem Übermut und selbstgefälligem Stolz vermeinte ich die Heimat zu verachten und hatte mich noch nicht zu der Einsicht durchgerungen, daß jedes Verachten das eigene, schlechtere Ich straft. Mein Sport ergoß sich über das Land von Schornsteinwäldern, in dem vom rauchigen Himmel ruffige Flocken die Erde schwärzten, wo Trunkenbolde und Massenmörder ihr Unwesen trieben, und wo selbst Gebildete ihrer Sprache nicht die letzten Ausdrucksmöglichkeiten abzurufen vermochten. Immer näher kommt das Industriegebiet.

Wie klopft das Herz! Wäre es möglich, armseliger Boden, daß ich Dich doch liebte?!? Ist Begreifen des Herzens so viel mehr, als das Erfassen der Vernunft, daß ich mich Dir trotz aller Deiner vielen Fehler verbunden fühle? Erkennt Gefühl, was dem Ver-

stande unbeweisbar bleibt, daß Menschen in der Landschaft stehen, als Teile des Bildes, dahineingehend wie eine Baumsäule, ein Buschwerk, ein Hügel oder Tälchen?

Herz und Gefühl mögen solchem Geheimnis innerwerden, eindringen, doch nüchternen Verstand, Eitelkeit und Hochmut wehren sich dagegen, vergebens, denn in diesem Augenblick, nach fünfzehn Monaten Kriegs-Erleben an der Westfront, spricht nur mein Herz. Der Zug fliegt indessen durch wohlvertraute Gegend. Dann kommt H. —

Am Bahnhof steht ein schmucker Leutnant, Ewald, das Brüderchen, das Nesthäkchen. Wie gut erinnere ich mich an das Bübchen mit der brandroten Sextanermütze, und nun, wenige Jahre danach, deckt die preussische Offiziersmütze das blonde Haupt. Wir drücken uns herzlich die Hand, und für die winzige Spanne eines Lidschlags eint dieser Händedruck zwei Seelen, schlägt die gewohnheitsmäßige Geste eine Brücke im Welt-raum von Mensch zu Mensch. — — —

Vor dem Bahnhof steht der altertümliche Pferdewagen, der Landauer, auf dessen hohem Kutschbock der alte Miosga strahlend thront. Heute ist unser Faktotum, das schon dem Großvater diente, glatt rasiert, und dieser Umstand rührt mich und macht mich stolzer, als manche andere Ehrung. Ich schaue in sein verwittertes Antlitz und suche die Heimat. Seit dem letzten Zusammentreffen sind seine Haare dünner geworden; weißer noch als früher quellen sie unter der blauen Kutschermütze hervor, und auf dem hageren Greisenkörper schlottert die Livree.

Die Pferde tragen die silberbeschlagenen Geschirre, die der sparsame Vater nur den allerfeiertäglichsten Ereignissen vorbehält, und Ewald nickt mir in gutmütigem Selbstspott zu: „Ja, alter Junge, wir stehen hoch im Kurs und heimsen Ehren ein!“ und ich verstehe ihn, als hätte er die Worte wirklich gesprochen.

Aber das holperige Pflaster H.'s rasselt der Wagen, und alles nickt uns freundlich grüßend zu, Bekannte und Wildfremde, und jeder freut sich am Anblick junger Offiziere, denn immer noch steckt der Schreck des drohenden Russeneinfalls dem Bürger in den Gliedern; da scheinen blühende Achselstücke ein greifbares Sinnbild des Schutzes vor Rosenbajonetten.

Ich bin wie im Traum. Dem oberflächlichen Beobachter scheint daheim alles so, wie er es von Kindesbeinen an kennt, durchschaut er doch nicht die Qualen der Unruhe der im Kriege zur Untätigkeit Verdammten. Voller Verwunderung sehe ich, daß das Leben und Treiben alltäglich ist, und ich mache mir nicht klar, was ich anderes erwartet habe, und wie dies Andere sich denn hätte zeigen sollen. Ich weiß nur, daß hier Frieden ist, und daß doch im gleichen Augenblick oben auf Vanquois, wo ich schicksalhaft hingehöre, die Zentnerminen donnern, daß dort auf dem verfluchten Blutberge Kameraden stöhnen und ihre letzten Seufzer aushauchen, daß die Granaten in diesem Augenblick tiefe Löcher in die Zufahrtsstraße nach Cheppy reißen, daß Menschen um ihr bißchen Leben laufen und die Geschosse um sie herumswirren, in diesem Augenblicke, jetzt, gerade jetzt, ebenso wie gestern, wie seit Wochen, wie seit Monaten in zermürbender Dauer. Ich sitze hier im Wagen, und alle Menschen um mich leben, als gäbe es keine Hölle von Vanquois?!?

Ewald, der Gute, ließt die Gedanken von meiner Stirn und lächelt überlegen. Vor drei Monaten zerschmetterte eine Russenkugel seinen Unterarm, und seitdem fühlt er sich in der beklemmenden Enge wohlmeinender Spießbürgerlichkeit gefangen, seitdem sehnt sich seine Jugend nach Kameraden, nach Betätigung, nach Anerkennung und Gefahr. Der Neunzehnjährige ist mit dem Leben nicht fest verankert, ihm ist es noch ein Spiel, und so mag auch das mächtigste Erleben, das ihm das Schicksal zuerkannte, die frühe Vollendung, die Nimmerwiederkehr, unwiderstehlich locken!

Heimat und liebesolles Betreutwerden stehe ihm bis an den Hals, gestand er mir am Abend im vertraulichen Zwiegespräch, nur war sein Ausdruck derber und zupackender. Bis spät in die Nacht plaudern wir, und im frohen Erstaunen nehmen wir wahr, um wieviel vertiefter gemeinsames Kriegserleben leibliche Bruderschaft gestaltet.

Früh am Morgen erwache ich. Da liegt der Leutnant wie ein Kindlein mit schlafroten Wangen und hat den kurzgeschorenen Blondkopf tief in die Federkissen eingekuschelt. Der traute Anblick macht mich selbst zum Kind. In jubelndem Übermut bohre ich dem Schlummernden die Fäuste derb in die Rippen. Mit einem Wutschrei fährt er auf, umfaßt mich mit kräftigen Armen, und im heftigen Ringkampf werfen wir unbekümmert Tisch und Stühle um. Mitten in die Raßbalgerei tritt die erstaunte Schwester. „Jungens“, schreit sie aufgeregt, „Ihr prügelt Euch hier, und unten stehen Kinder und Erwachsene, und Musik ist auch da. Kommt runter, so rasch Ihr könnt.“

Im Schlafanzug springen wir ans Fenster und bestaunen das Wunder. Eine freudig bewegte Menschenmenge, eine Musikkapelle, und unsere Leute vom Hofe haben sich erwartungsvoll aufgestellt.

„Schnell, schnell“, mahnt die Schwester, aber die Mahnung ist unnötig, denn rasch ist der Soldat. Wir machtens wie beim Alarm im Graben. Hosen, Stiefel, Leder-gamaschen und Waffenrock. Die ungekämmten Haare verdeckt die Mütze. Kaum zwei Minuten später sind wir unten, wo der Bürgermeister von B. die Jugendwehr geschickt hat, um zwei prominenten Mitbürgern ein Ständchen zu bringen.

Ewald, das Kind, bedankt sich in gewählten Worten und spricht mit großer Sicherheit, wie ein alter Kommandeur, hält die zwangsläufige Kaiserrede, bringt das übliche Hoch aus, und nach Abspielen der Nationalhymne gehen die Teilnehmer hochbefriedigt auseinander.

In eitel Glück und Wonne vergehen die Urlaubstage. Wir vertreiben uns die Zeit in himmlischer Weise, schießen im Garten an einer zerfallenen Mauer mit unseren Pistolen nach der Scheibe, sitzen beim Dämmerstern bei den alten Herren und sind entzückt und wohligh geschmeichelt, wie sie andachtsvoll unser jungen Kriegsweisheit zuhören. Am Abend aber, da wirds erst richtig schön!

Der Vater, damals schon schwer leidend, mußte sich zeitig zur Ruhe begeben. Da sagten wir denn artig „Gute Nacht“ und gingen in Ewalds Zimmer, das er als Gymnasiast jahrelang bewohnte. Aber eine mächtige Batterie Weinflaschen hatte er aus dem reich-

haltigen Keller herbeigeschleppt, und wir saßen zu zweit, tranken und plauderten, und alle guten Geister waren mit uns zu Gaste.

Die Nacht breitete sich über Z.; matt blinkten die Sterne, aber feurige Lohe schlug aus den Kaminen der Koksanstalt, denn damals verbrannte man noch die edelsten Kohlenbestandteile um der verbleibenden Glührückstände willen. Seit wir denken konnten, war diese Koksanstalt unser Gegenüber, und jede Nacht flammten die riesigen Feuer auf und sanken sofort zischend unter dicken Wasserstrahlen in sich zusammen.

Wir saßen, tranken und plauderten.

Aber näher kam der Abschiedstag, bekommener wurde das Herz, und Leutnant und Arzt war trüb und weh zu Mute.

Das Plaudern hörte auf, wir starrten in die Gläser und tranken. Wie arm ist unser Wortschatz! Tausend Dinge lassen sich sagen, aber zehntausend nur verschweigen. Das fühlten wir beide und ... schwiegen. Und dies berebte Schweigen hieß: Werden wir uns noch einmal sehen? Wird das Schicksal so grausam sein, uns zwei für immer zu trennen? Des dummen Schnick-Schnacks von bösen Vorahnungen bedurfte es nicht, um uns den Abschied schwer zu machen. Wir hatten fast Gewißheit, unserem Kriegslos nicht zu enttrinnen, denn wer einmal vorn im Graben lag, der weiß, daß nur Verwundung, Tod oder Gefangenschaft seiner wartet. — — —

Wenige Tage später saßen wir im schmutzigen Wartesaal des russigen Bahnhofes in Gl. Wieder blickten wir einander stumm an und warteten auf unsere Züge, die uns in entgegengesetzte Richtungen entführten. Ihn zunächst in die weiten polnischen Steppen, mich nach der herbstlichen Champagne, wo eben ein verzweifelter Angriff Joffres einsetzte. Er fuhr eine Stunde früher ab.

Ich ging in den leeren, trostlosen Wartesaal zurück und setzte mich auf den verlassenen Stuhl, der noch die Wärme seines Leibes ausstrahlte. Meine Hand legte sich zärtlich auf den warmen Eis, dem letzten Zeugen seines körperlichen Daseins.

Eine ganze Stunde saß ich da und grübelte über den Widersinn des Lebens.

Schwer war der Zwang der Uniform, unerträglich lastete der Krieg auf uns, was aber die stärkste Erschütterung auslöste, war ... der Urlaub. Ständig wühlte er die Tiefe unserer Seele auf und zerrte die sonst wohlverwahrten Gefühle ans Licht, die im Trubel des Kriegslebens, halb vergessen und sorgsam vom Denken und Handeln überlagert, harmlos ihr Dasein fristeten. Übermächtig wurden sie und drohten uns zu überwältigen, wenn die Erschütterung des Abschiedschmerzes ihnen die Freiheit zurückgab, wie eben jetzt im rauchigen, lärmgefüllten Wartesaal des Bahnhofes von Gl., wo ich einsam und schwermütig, gedankenleer und ausgebrannt vor mich hinbrütete.

Die tieftraurige Verbüßerung überdauerte die ganze Reise, aber bei der Ankunft in St. Jusin empfing mich donnernder Gruß der Geschütze aus den Argonnen und wehte die Schwermut fort. Das Soldatenleben nahm mich wiederum gefangen, und ich lebte, wie alle anderen Krieger, dem Tag mit seinen Nöten und Freuden.

Ich?

Von Konrad Schmidt

Ich kenn ein Wörtchen winzig klein,
Doch tiefst Geheimnis schließt es ein;
Das Wort heißt: ich. — —

Ich? — —
Laß alles, was kündbar ist,
Mußt tief in den Abgrund steigen,
Mußt schweigen
Und dich in bebender Ehrfurcht neigen
Vor Dunkel, das unergründbar ist.

Ich? — —
Es klingt so einfach,
Als wär hier kein Fach,
Rein verschlossen, verriegelt Fach.
Aber denke nach!
Ich — einfach? Sind in ihm nicht zwei?
Einer, der ist, und einer dabei,
Der's sieht und bedenkt, immer wach;
Einer, der denkt, fühlt, will, immer tut
Und nimmer ruht,
Und einer, der stet
Daneben geht,
Den andern nie lassend,
Ihn ständig umfassend,
Der Zuschauer beim Schach! —
Denke, denk nach! —

Ich ist Eum
Und Ich ist Ruhn;
Ich ist Stand und — Gegenstand,
Beides fest aneinander gebannt.
Im Ich sind — zwei! — Gemach;
Denk noch tiefer nach!

Tausend Tropfen innen
In der Tiefe rinnen,
Bis sie endlich zusammenfließen,
In eins sich ergießen,
Zutage treten irgendwo.
Ist's mit dir, in dir nicht ebenso?

Seufze nicht, ach!
Denke nach!
Mußt ganz stille sein;
Laufst in dich selbst hinein,
Tief, immer tiefer zu heiligen Weihn.

Bl e i b t alles totenstill,
Wie's zuerst scheinen will?
Hörst du nicht plötzlich — Worte?
Wer öffnete die Pforte?
Sprang nicht ein Name in dich hinein?
Was mag die Ursach sein?

Tritt nicht vor dich mit Gewalt,
Wie im Traum, Gestalt um Gestalt?
Beginnt's nicht tief in dir zu klingen,
Zu schwingen, zu singen, im Rhythmus zu
Wird es nicht [springen?
Gar zum Gedicht?
Woher kam's?
Wer vernahm's?
Es kam nicht aus deinem Willen,
Es begann dich selbst erst mit Willen zu füllen. —

Ist nicht da unten stete Bewegung,
Fortwährende Regung?
Woher kommt's, wohin geht's?
Es wechselt stets.
Und wie über der Wasser Fall,
Über hallendem, wallendem Schwall und Schall
Schwebt tanzend und doch ruhig gezogen
Der stäubenden Tropfen Regenbogen,
So schwebt
Dein Ich über allem, was in dir bebt,
Unverstanden,
Doch zwingend vorhanden.

Was in dir wird, ist dein Verhängnis;
Dein Ich: Gefangener im eignen Gefängnis.
Ich — eins? Nein — zwei;
Der Schaffende, der Zuschauer dabei.

E i n e r, der schafft? Nein, werde wach,
Denke, denk nach.
Dieser Eine ist vielgestaltig,
Mannigfaltig,
Wie am Himmel Wolken gehn,
Wetter bligen, Stürme wehn.

Lern's verstehn.
Ich?
Wer bin ich? Ich weiß es nicht,
Sicherlich. —
Ich?

Aus dem Tagebuch einer Spielschar

Das Volksbildungshaus Heimgarten teilt mit, daß demnächst seine Spielschar ihre Tätigkeit wieder aufnimmt. Man wird diese Nachricht in ganz Oberschlesien, dessen sind wir sicher, mit Freude aufnehmen. Die Spielschar tritt dieses Mal mit 4 Damen und 6 Herren und einem ganz neuen Spielplan hervor. Es werden Stücke gespielt von Moll, Diegenschiedt, Calderon, Goldoni, heitere Kinderspiele, Lieder und Tänze. Die Fahrten der Heimgartenspielschar beginnen am 15. Oktober. Von welcher Gesinnung und unter welchen Verhältnissen das Wirken der Heimgartenspielschar getragen ist, mögen folgende Proben aus dem Tagebuch von Georg Köhlich, der auch dieses Jahr als Leiter wieder dabei ist, deutlich machen.

Freudvoll und leidvoll:

Dorf, dem Namen haftet der Geruch von Wald und Wiese an, Sommerstunden unter der Dorf- linde klingen hinein, dann Abendläuten, Friede. Dem Schargenossen bietet es nicht immer dies Gesicht. Grundlose Wege, Unbilden des Wirtshauses, mürrische Gesichter der Bauern, Miß- trauen, wenn nicht gar Feindseligkeit. — Es sind der Medaille Kehrseite.

Wir müssen sie golden tönen, reicher Lohn winkt, strahlende Augen, eigene Zufriedenheit. Aber wie? Wie aus Bier- und rauchgeschwängerten Wirtshausälen freudig, anheimelnde Räume schaffen? Aber eines verfügen wir, in unserer Gepäckkörbe Tiefe lags verborgen. Das waren bunte Vorhänge, fein säuberlich geschichtet, Stoffteile und farbenfrohe Gewänder. In einer eigens hergerichteten Kiste Hammer, Zange, Zweckenheber, Nägel in den verschiedensten Größen, Teppichzwecken, Reißnägeln, an die 300 Meter Lüge in kleineren und größeren Teilen, Abzweig- fassungen, Schraubfassungen, selbst ein elektrischer Widerstand, als kostbares Kleinod behütet. Noch fehlte die Bühne. Einer wußte Rat.

Bierfässer und Wagenseitenbretter gaben ein ideales Spielpodium, Dachlatten das Spielgerüst, aus Weißblechplatten oder Bonbonbüchsen wurden Scheinwerfer gefertigt. Noch fehlte die Licht- quelle. Halt, da war sie, 150 Meter weit entfernt stand der Gutshof, der hatte eine eigene elek- trische Anlage. — Ein Liedlein, ein freundliches Wort, der Herr Inspektor erlaubte es. Eine Leitung vom Gutsmast nach dem Wirtshausaal gelegt, strahlendes Licht, der Raum schaute uns mit anderen Augen an. Die Zuschauer kamen erst zögernd, dann stauten sie sich an der Wirtshausstür. Keiner wollte zuerst hinein. — Musik öffnet die Herzen, macht vertrauter. Ein Ständchen vor der Tür — noch kommen sie zaghaft näher, bald füllt sich der Saal. Dunkelheit, Erwartung, dann hebt es an.

Ins lachende Leben eine helle Stimme „ne war dāsch luschtig“ — Märchenland.

Unser Leben ist seiner ganzen Anlage nach freischwebend und muß sich in jedem Augenblick gegen Gefährdungen neu bewähren.

In Furcht und Bittern bewirkt sich unser Heil.

Darum ist ein Organismus, wie ihn die Spielschar darstellt, nicht einfach mechanisch in Gang zu halten, er will tagtäglich neu erworben sein.

Hoffart, Überempfindlichkeit, Neid, Ehrgeiz muß jeder für sich überwinden. Aber die Menschlich- keiten muß die heiße Hingabe an das Spiel, die uns als Ernstes und Großes erfüllt, siegen. Wir mögen tiefste Wahrheit im andächtigen Spiel verkörpern, wir mögen drollige Menschlein im Spiegelbild vor die Zuschauer stellen, immer tun wir Wesentliches und sind überzeugt davon. Nur so bleibt eine Schar fähig, hinauszurwandern in dörfliche Gemeinschaften, nur so erwirbt sie sich ein Recht auf Dankbarkeit und Verehrung der schlichten Zuschauer.

Nicht nur das Leben muß in jedem Augenblick neu erworben sein, auch das Spiel. Das fordert vom Spieler, ein wesentlicher Mensch zu sein, sein Spiel immer wieder in Wort und Geste aus dem starken Sinn der Dichtung herzuleiten. — Es erfordert Wahrhaftigkeit im Kleinsten.

Werken:

Fahrtentag ist gedrängteste Arbeitsfülle, ist frühmorgendliche Bereitschaft und nächtliches In- schlummer-sinken.

Fahrtentag verlangt Spannung, Gewandtheit, Klugheit.

Fahrtentag fordert strahlende Augen, nimmermüde Hände fürs Werk, Offenheit und Liebe, Nachsicht und Vergebung für den Scharkameraden.

Fahrtentag ruft dich mit allem, was du hast und allem, was du noch erwerben sollst.

Fahrtentag gehört dem ganzen Menschen.

Morgendlicher Aufbruch, Wagenfahrt — Koffer und Kisten verstaubt — das bescheidenste Plätz- chen auf ihnen, zwischen ihnen gehört dir — grundlose Wege — ein paarmal von einer Seite zur anderen geworfen, Radbruch. Schon ist der Wagen entladen, das Rad norddürftig geflickt. — Die Fahrt muß erreicht, der weite Wagenweg vermieden werden. Mit Hangen und Bangen, unter Achzen und Stöhnen. Endlich! Da, Eisgang. Der Führer weigert sich. Bitten — „Ja, ohne Verantwortung“. Koffer für Koffer übergesetzt, anstürmende Eischollen mit Staken ab- gewehrt. Glücklich gelandet. Kurzer Marsch — wir sind am Ziel. Zwei Stunden Verspätung, — 300 Kinder warten. Viele Hände regen sich, alles greift zu. Das Podium entsteht, das Latten- gerüst wird aufgerichtet. „Du bringst die Vorhänge an!“ „Die Mädchen richten die Garderobe ein, hängen Kostüme aus!“ „Du besorgst Requisiten!“ An allem letzte Hand, die ersten Kleiden sich um. Das lange Warten hat die Kinder unruhig gemacht — vorerst noch aus unerschöpflichem Schatz ein Märlein ausgekramt, lebendig erzählt, dann Spiel. Der Kleinen Herzen zünden, die Augen werden groß und fragend, — Alltag, Schule, Zuhause sind vergessen. — Prinzessinnen und Könige herrschen. „Schon alle? Schade!“ Auf Wiedersehen! Schwabend, lachend, singend, drängt sich die kleine Schar zu der Tür — Mittag. — Kurze Ruhe, jeder sucht sein Plätzchen. — Umbau — was morgens in Hast getan wurde, muß nachgeprüft, ausgebessert werden. Stel- lungsprobe — neue Plätze erfordern neue Anpassung. — Abendspiel — müde und abgebraucht vor neuem Beginn, wir sollen zünden, aufrütteln, mitreißen. — Überwindung, Anspannung der Nerven, bis zum Letzten — es geht. Langsam Wärme, Freude, Begeisterung. — Ausklang. —

„Nun wollen wir singen das Abendlied

Und beten, daß Gott uns behüt.

Es weinen viel Augen wohl jegliche Nacht,

Bis morgen die Sonne erwacht.“

Schon wollen die Menschen den Saal verlassen, da aus unseren Reihen die Frage: „Haben wir schon Quartiere!“ Nein! Wie neueste Zeitungsnummern werden wir ausbezogen.

Rasch abgebaut, verpackt, ein Händedruck, müde, kraftlos, und wir folgen unserem freundlichen Quartiergeber. Wäre er doch weniger nett, zuvorkommend. Hundert Dinge will er wissen, Woher, wohin, Beruf, Schauspielerausbildung oder nicht, was mit den Einnahmen geschieht. Unsere Antwort: „Ja, nein, danke, bitte und was mehr.“ Könnte man nur bald schlafen gehen. Die Herrschaften denken garnicht daran, sie wollen plaudern. Das Gästebuch wird herbeigeht, etwas Nettos möchte man hineinschreiben. — Die Feder folgt nicht mehr der Hand. — Der Herr des Hauses hat in jungen Jahren viel im Vereinstheater gespielt, Bilder müssen gezeigt, bewundert werden. — Die Augenlider drohen zuzufallen. —

Fahrtentag ist frühmorgendliche Bereitschaft und nächtliches Inschlummer-sinken.

18 Jahre Säuglings- und Kinderfürsorge in Oberschlesien

Von Dr. A. W. Bruck,

f. Bt. Chefarzt des Städtischen Kinderkrankenhauses, sowie der Säuglings- und Kinderfürsorge
im Stadt- und Landkreise Rattowitz.

Als ich 1909 nach Oberschlesien kam, um als Nachfolger Göpperts die Säuglingsfürsorge in Rattowitz zu organisieren, fand ich dort das Ziehkinderwesen, das heißt die ärztliche und fürsorgereiche Aufsicht und Behandlung über die unehelichen Kinder als Grundlage der damaligen Kinderfürsorge vor. Dr. Göppert, der in die akademische Laufbahn ging, hatte liebevoll die Organisation begonnen. Als Assistent an der Univ.-Kinderklinik Breslau bei Czerny, hatte ich Göppert 1907 in Rattowitz vertreten, und als ich in Heidelberg Assistent an der Univ.-Kinderklinik war, erreichte mich 1909 die Aufforderung, in Rattowitz in städtische Dienste zu treten.

Bei meiner ersten Vertretung erschien mir, der ich vorwiegend in Berlin und westlichen Centren gelebt hatte, Oberschlesien ganz anders geartet, doch nun, als ich vor mir dieses interessante Land und ein großes Feld aufbauender Tätigkeit sah, entschloß ich mich schnell, nach Rattowitz zu gehen. Ich lernte hier ein tüchtiges, arbeitsfrohes, jung empfindendes Volk kennen und schätzen. Mit ganzer Kraft widmete ich mich nun der Säuglings- und Kinderfürsorge, unterstützt von der ebenso verständnisvollen wie energischen Frau Oberbürgermeister Pohlmann, der Gründerin des Kinderhorts, die Vorsitzende des Vaterländischen Frauenvereins war.

Zunächst mußte das Ziehkinderwesen, d. h. die fürsorgereiche und ärztliche Betreuung der unehelichen Kinder so ausgebaut werden, daß kein Kind der Kontrolle entzogen werden konnte. Das geschah durch 2 Berufsschwester, durch Heranziehung der Mitarbeit und Meldungen der Hebammen, ferner des Standesamtes, das jede Geburt ebenfalls berichtete und der Polizei, die alle zuziehenden unehelichen Kinder an uns meldete. Ein Stamm von Pflegefrauen wurde in der Säuglingspflege herangezogen und unterwiesen, und erhielt Prämien für gute Kinderaufzucht, die Engelmacherei, die blühte, wurde damit vernichtet. Jedes Kind mußte vom ersten Tage der Erkrankung an in die Sprechstunde gebracht werden. So war Rattowitz eine der ersten Städte Deutschlands mit, die ihre unehelichen Kinder fachärztlich behandelte und genau kontrollierte.

Durch diese Maßnahmen wurde die Sterblichkeit unter den unehelichen Kindern, die bis 40% betrug, sogar unter die Sterblichkeit der ehelichen Kinder gebracht, und es ergab sich von selbst in den folgenden Jahren, daß nun mit ganzer Kraft an die Fürsorge für eheliche Kinder gegangen werden konnte.

Durch Kurse in der Säuglings- und Kinderfürsorge, nach eigenem Lehrplan, für Frauen und Mädchen aller Stände sind in den fast 2 Jahrzehnten meiner Tätigkeit viele Tausende von Frauen unterwiesen und haben diese Kenntnisse zum Nutzen der kleinen Oberschlesier verwertet. Nach zähem Ringen mit den städtischen Körperschaften gelang es 1911, das Provisorium einer Kinderstation für kranke Säuglinge zu schaffen, das erste seiner Art in Oberschlesien. Bald kamen aus der ganzen Umgebung die führenden Männer, um unsere Einrichtungen zu besichtigen. Die kleine moderne Anstalt war eine Sehenswürdigkeit geworden.

Im gleichen Jahre legte ich in einer Denkschrift an den Regierungspräsidenten in Oppeln die Notwendigkeit einer großen zentralen Anlage von Kinderkrankenhause, Staatl. Pflegerinnen-

schule, Entbindungs- und Mutterheim für den Industriebezirk dar. Auch eine orthopädische Abteilung und eine große Kinderseuchenstation waren vorgesehen.

Schließlich gelang es, Landrat Gerlach für den Plan zu gewinnen. Nach dessen Weggang fand ich wesentliche Förderung und Führung bei Herrn Präsidenten Schwendy und Kreisarzt Halbey. Eine Besichtigungsreise führte Halbey, Stadtbaurat Delsner und mich 1917 durch die Kinderfürsorge-Zentren und Kinderkrankenhäuser Deutschlands. Der Kreisausschuß bewilligte zunächst den von mir aufgestellten Plan des Kinderkrankenhauses und die Baukosten. Alles war im besten Zuge, auch die Anlehnung großer Industrieorte war geplant, als Kriegsende und politische Umwälzungen alle Arbeit begrub! Es blieb aber wenigstens das städtische Kinderkrankenhaus, das in einen Umbau übersiedelte, und dem eine Milchküche und staatliche Pflegerinnenschule (1919), sowie eine außerordentlich gut belegte Privatstation angegliedert wurden. Das geschah 1921 unter tatkräftiger Unterstützung des letzten deutschen Bürgermeisters Leu und des Baurats Delsner.

In der sonstigen Säuglingsfürsorge entwickelten sich die Milchküchen, Mutterberatungsstellen und die Krippen derart, daß 1910 in Rattowitz-Stadt die erste Milchküche, 1912 die erste Mutterberatungsstelle eröffnet und dem alten Kinderhort für Kleinkinder die Krippe für Säuglinge 1912 angegliedert wurde. Der Krippe (Tages- und Nachtkrippe) und dem Hort wurde eine Hausangestelltenschule für Kinderpflegerinnen beigegeben. In der Hausangestelltenschule wurden angehende Dienstmädchen speziell in der Kinderpflege unterwiesen, und so die Gefahr, die durch Unkenntnis, Unsitte und Aberglauben für Säuglinge bestand, in weitesten Kreisen vermindert.

Für eine zweite Krippe wurde Frau Baumeister Grünfeld, auch eine eifrige Förderin, als Patronin gewählt.

Rattowitz war die erste Stadt in Preußen, die ihre Volksschülerinnen durch eigens dazu ausgebildete Lehrerinnen in der Säuglingspflege unterrichtete. Das geschah bereits 1913. Bei einer Umfrage unter den 11-jähr. Mädchen stellte sich heraus, daß 60% ihre jüngeren Geschwister, zum großen Teil Säuglinge warten mußten, ein Beweis, wie nötig solch Unterricht war.

Im Kreise wurden durch Landrat Schwendy vom Kreisarzt Halbey während des Krieges unter meiner organisatorischen Leitung in vielen Gemeinden (Balenze, Michalkowitz, Domb) Milchküchen, ferner u. a. in Balenze, Hohenlohehütte, Rosdzin, Jammow, Gieschewald, Myslowitz, Mutterberatungsstellen gegründet, oft unter Führung der lokalen Vaterländischen Frauenvereine, Einrichtungen, die vom Kreise durch den verdienten Landrat und Polizeipräsidenten Schwendy mit reichlichen Mitteln ausgestattet und gefördert wurden.

Die Säuglings- und Kinderfürsorge hatte in Rattowitz eine derartige Ausdehnung angenommen, daß, als ich bei Kriegsbeginn ins Feld zog, 4 Herren sich in meine Vertretung teilen mußten, so daß das Säuglingsheim von Dr. Sogalla, die Pflegerinnen von Kreisarzt Halbey, die Mutterberatungsstellen von Sanitätsrat Dr. Spener und die unehelichen Kinder und Kinderhorte von Dr. Preiß betreut wurden.

Erfreulich war es und ein anerkennender Beweis für unsere Organisation, daß in den Vorkriegsjahren von 1910 an, Rattowitz von allen ober-schlesischen großen Industriestädten die geringste Säuglingssterblichkeit hatte, wie aus den statistischen Berichten von Kabinettsrat v. Behr-Pinnow hervorgeht und dort nachzulesen ist. Durch meine Zuwahl in den Ausschuß zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit in Deutschland in Berlin und der diesbezüglichen ober-

schlesischen Kommission in Oppeln, hatte ich die Möglichkeit und Fähigkeit, dem ganzen Regierungsbezirk Oppeln in der Kinderfürsorge zu dienen.

Die Nachkriegszeit war eine außerordentlich schwierige für die Kinderfürsorge. Auch in Oberschlesien war in Folge des langen Krieges Hungersnot eingezogen. Kurz nach Friedensschluß wurde mir der Auftrag, mit einer amerikanischen Kommission, die Kapitain Stater führte, ein deutsch-polnisches Komitee zu begründen, von deutscher Seite gehörten Herr Präf. Schwendy und ich demselben an. Auch unter den Quäkern, die das Werk Staters weiterführten, blieb dasselbe Komitee, das unter Führung Schwendys Ausgezeichnetes leistete.

Schwere Wochen mußte die Stadt während der Franzosenzeit und dem damit zusammenhängenden Aufstand durchmachen. Wir hatten für unsere Kinder keinen Tropfen Frischmilch. Durch Vermittelung des Auguste-Viktoriahauses in Berlin erlangte ich telegraphisch durch die amerikanische Botschaft, daß uns ausreichend Konservennmilch zur Verfügung gestellt wurde, die allerdings aus alten Armeeconserven bestand und keinen günstigen Einfluß auf die Kinder hatte. Die amerikanische Quäkerhilfe wurde dann bekanntlich über den ganzen Industriebezirk ausgedehnt, die Verantwortung und Organisation blieb jedoch dem oben erwähnten Komitee überlassen. In den ersten Jahren nach dem Übergang an Polen wurde, abgesehen von gewissen Chikanen, die Leitung des Krankenhauses mir ungestört überlassen. Es entwickelte sich weiter ausgezeichnet und war immer überbelegt, von guten Schwestern (Mägde Mariae aus Annaberg) betreut, deren Berufung Herrn Stadtrat Dr. Bachmann zu danken war. Die Wohlfahrtsbestrebungen unterstützte Herr Magistratsrat Dr. Blume in tatkräftiger Weise.

Viele Schwesternschülerinnen sind bei uns ausgebildet und heute in Säuglings- und Wohlfahrtsorganisationen, sowie in vielen Familien ganz Polens tätig, besonders hohe Beamte und Industrielle verlangten nach bei uns ausgebildeten Schwestern. 1926 wurde noch von mir, auf Verlangen des Magistrats, ein bis ins Kleinste ausgearbeiteter Plan für Erweiterung des Krankenhauses auf 250 Betten aufgestellt. 6 Wochen später wurde mir plötzlich gekündigt, weil ich die Polnische Staatsangehörigkeit nicht besaß. Ein junger, 1923 approbierter, eben zugereister polnischer Arzt wurde an meine Stelle gesetzt. Da ich lebenslanglich angestellt war, stellte meine Entlassung einen groben Vertragsbruch der Stadt Rattowitz und nach dem Urteile des internationalen Schiedsgerichts in Bruch, eine Verletzung meiner Rechte dar, die bisher noch ungeklärt blieb.

Die Kinderfürsorge, die mich mit allen Bevölkerungsschichten verband, und mir stets die Möglichkeit gab, auch den Ärmsten zu helfen, war mir, zugleich mit meinem Lebenswerk genommen. So löste ich mich, schweren Herzens, von der lieb gewordenen zweiten Heimat. Auf dieser beachtlichen Höhe stand Rattowitz kulturell in der Säuglings- und Kinderfürsorge da, als es in polnische Hände überging.

Beim Verlassen der Stätte meines ehemaligen Wirkens gebe ich der Hoffnung Ausdruck, daß das, was ich in Oberschlesien in schweren Kämpfen geschaffen habe, bleiben wird. Meine besten Jahre und viel Lebenskraft habe ich dort gelassen, und alles mit dem schwergeprüften Lande miterlebt und mitempfunden. Viel treue und anhängliche Patienten ließ ich zurück.

Ich gehe mit dem Bewußtsein, das erste Samenkorn der Kinderfürsorge in die Furche geworfen und sein Wachstum bis zur schönen Entwicklung gefördert zu haben.

Aus historischen Gründen glaubte ich die Entwicklung wie sie war, hier einmal aufzeichnen und festlegen zu müssen. Möge sie, im Fundament erhalten, weiter ausgebaut, vielen Kindern unseres lieben oberschlesischen Volkes Segen bringen, das ist mein heißer Wunsch.

Ostdeutsche Kulturwoche in Reichenberg in Böhmen

Von Kurt Baum, Gleiwitz O/G.

In der schönen böhmischen Stadt Reichenberg, dem geistigen Mittelpunkt des Sudetendeutschtums, wurde von der Volksbildungskanzlei Reichenberg, die im ganzen bereits sieben Sommerhochschulwochen erfolgreich durchführen konnte, die „Ostdeutsche Kulturwoche 1929“ abgehalten, die einen Überblick über die wichtigsten deutschen Ostgruppen geben sollte und unter dem Ehrenschuß von Professor Dr. Junker und Professor Dr. Caspar, Rektor und Prorektor der Albertus-Universität zu Königsberg, Professor Dr. Strenne, Rektor der Technischen Hochschule Danzig, Professor Dr. Ehrenberg, Rektor der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau, Professor Dr. Inniger, Rektor der Universität Wien und Professor Dr. Großer, Rektor der Deutschen Universität zu Prag, stand. Eine Reihe hervorragender Gelehrter hatte bereitwillig Lehrgänge und Vorträge übernommen, die alle das schwere Ringen der deutschen Minderheiten im Osten um ihre Sprache und ihre Anerkennung, um Kulturautonomie und Selbstverwaltung eindringlich vor Augen führten, und die andererseits zugleich fühlen ließen, daß alle diese Minderheiten durch ihr gemeinsames Los zu einer großen ostdeutschen Schicksalsgemeinschaft zusammengeführt werden. Bereits in dem äußerst wertvollen einleitenden Eröffnungsvortrag über „Die Ostpolitik des deutsch-mittelalterlichen Kaisertums“ stellte Universitätsprofessor Dr. Hirsch, Wien, das Gemeinsame und Verbindende in den Vordergrund, indem er über den alten Gegensatz großdeutscher und kleindeutscher Geschichtsauffassung das Erstehen einer einheitlichen deutschen Geschichtsauffassung in die nahe Zukunft rückte, nach der die Ausbreitung im deutschen Osten im Sinne der Ideen des Kaisertums gelegen habe, ohne das es vielleicht im Norden wie im Süden keinen so ausgedehnten deutschen Kulturboden gäbe, wie er heute besteht. Eine Ergänzung und Fortführung dieser Gedanken brachte Professor Dr. Hirsch in seinem zweiten Vortrag über „Die Schicksale des südöstlichen Kolonisationsgebietes“, in dem er die innige Verflochtenheit und Parallelität der planmäßig betriebenen kaiserlichen und kirchlichen Expansion im Osten und die Gleichheit der geschichtlichen Entwicklung in Österreich und den anderen deutschen Ländern ganz besonders scharf herausarbeitete. Damit war zugleich der Beweis für die Zugehörigkeit Österreichs zu Deutschland erbracht. Nach diesem Gesamtüberblick begann die eingehende Behandlung der einzelnen Ostgruppen. Dr. Grothe, der verdienstvolle Leiter des Instituts für Auslandskunde, Grenz- und Auslandsdeutschtum in Leipzig, dessen Lehrgang sich auf die Karpathendeutschen erstreckte, nahm sich besonders des Zipser Deutschtums an, das zahlenmäßig etwa insgesamt 40—50 000 Deutsche umfaßt, aber leider stark im Abnehmen begriffen ist. Die geschichtliche Darstellung führte von der Zeit der ältesten Niederlassungen um das Jahr 1150 über die Schrecken des Mongolensturmes und die Garantierung der freiheitlichen Zipser Organisation durch den ersten Zipser Freiheitsbrief über den durch die Reformation hervorgerufenen Umschwung bis zur Abtrennung von 1919, die die fortschreitende Magyarisierung unterbrach und zugleich die Wiedererweckung des Deutschtums hervorrief. Ebenso wie die Zips gehört das im heutigen Südslawien gelegene Gottscheer Land, auf dessen deutsche Volksinseln Dr. Grothe in einem besonderen Lehrgang einging, zu den ältesten deutschen Siedlungsgebieten. Dieses Deutschtum ist so stark, daß starke Abwanderungen nach dem Reich und vor allem nach Amerika erfolgten und noch erfolgen. Die Gottscheer sind im übrigen in aller Welt als äußerst geschickte Handelsleute bekannt. Im Siedlungsgebiet selbst bestehen noch 110 geschlossene deutsche Ortschaften, weil das Land infolge seiner abgelegenen Lage (südöstlich der Verbindungslinie Laibach-

Triest) vor jeder stärkeren Überfremdung bewahrt blieb. Diese hier sich praktisch auswirkende Gunst der geographischen Lage wurde in der Vortragsreihe des Vorsitzenden der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung in Leipzig, Professors Geheimrats Dr. Volz, über den ostdeutschen Boden als besonderes Problem erörtert. Geheimrat Dr. Volz klärte die Zusammenhänge und Verhältnisse im Osten sowie die Siedlungsgeschichte grundlegend aus der natürlichen geographischen Lage und der Beschaffenheit des Bodens heraus. Da der deutsche Kulturboden weit über die eigentliche deutsche Sprachgrenze hinausreicht, wie es sich ja am deutlichsten bei der oberschlesischen Abstimmung gezeigt hat, bei der 40 Prozent der polnisch sprechenden Bevölkerung deutsch stimmte, ging Geheimrat Dr. Volz bei seinen Erörterungen von dem geographisch-deutschen Raum aus, für den sich im Süden eine natürliche Abgrenzung aus dem Gebirgszug ergibt, der sich von den Pyrenäen über die Alpen und den Karpathenbogen bis zum Schwarzen Meer hinzieht. Eine ähnliche natürliche Grenzlinie nach dem Osten hin gibt es nicht, denn hier besteht lediglich eine breite Ostzone, ein Zwischengebiet in einer Breite von 300—500 Metern. Im Nordosten riegelt dann der baltische Landrücken als natürliche Fortsetzung der Pommerschen Seenplatte die Ostseeküste gegen den Osten ab. In Professor Geheimrat Dr. Volz hatte auch der äußerst schwierige oberschlesische Fragenkomplex einen sachkundigen und weitblickenden Fürsprecher gefunden, der auf Grund seines jahrelangen eingehenden Studiums der oberschlesischen Verhältnisse in der Lage war, die sogenannte oberschlesische Frage ihres künstlichen nationalen Charakters zu entblößen und als soziale Frage und als Transport- und Absatzproblem zu charakterisieren. An den Anfang seiner Erörterungen stellte Geheimrat Dr. Volz den Anspruch des englischen Journalisten Osborn, der einmal sagte, „die oberschlesische Frage ist beladen mit europäischen Komplikationen“, um dann im einzelnen an Hand des Abstimmungsergebnisses und genauer wissenschaftlicher Untersuchungen und Vergleiche der Wahlergebnisse in den einzelnen Ortschaften und Wahlkreisen in den folgenden Jahren nachzuweisen, daß es sich bei der sogenannten oberschlesischen Frage im Grunde um eine soziale Frage handelt, denn die bei der Abstimmung bezeichnender Weise nur in den entlegenen und verarmten Gebieten in der Mehrheit für Polen abgegebenen Stimmen wanderten nach der Grenzziehung in Westoberschlesien nach der sozialdemokratischen und kommunistischen Partei ab. Eingehend schilderte Prof. Geheimrat Dr. Volz die äußerst schwierige Lage der westoberschlesischen Industrie, der seit dem englischen Bergarbeiterstreik in der ostoberschlesischen Industrie ein scharfer Konkurrent erwachsen ist, der, durch den billigen Transport auf der Kohlenmagistrale Rattowitz-Danzig und den Ausbau des Gdingener Hafens begünstigt, seine Machtposition immer stärker auszubauen droht, während die westoberschlesische Kohle infolge der ungünstigen geographischen Lage des Kohlenreviers und der dementsprechend hohen Transportkosten nur mehr in der Lage ist, in dem Bereich Dresden-Berlin-Bromberg mit anderen Kohlen erfolgreich zu konkurrieren. Bei der Erörterung der Auswirkungen eines Handelsvertrages mit Polen und bei dem Abwägen des Für und Wider einer Grenzschließung oder -Öffnung trat deutlich zu Tage, wie stark Oberschlesien in der Tat mit europäischen Komplikationen beladen ist. In engem Zusammenhang mit diesen Gedankengängen standen die Ausführungen von Universitätsprofessor Dr. Laubert, Breslau, über „Das Deutschtum in Posen und Schlesien“. Prof. Dr. Laubert kam in einer sehr fesselnden Darstellung der geschichtlichen Tatsachen zu dem Ergebnis, daß die im allgemeinen bei weitem überschätzte Kolonisationstätigkeit Friedrichs des Großen sich in keiner Weise fördernd für das Deutschtum im Osten ausgewirkt habe, sondern daß man gerade im Gegenteil seit dieser Zeit ständig zurückgewichen sei, indem man dauernd Konzessionen machte. Bezeichnend für die völlige Verkennung der wahren Verhältnisse im Osten sei die in den 48er

Jahren erfolgte Versetzung des polnischen Schul- und Regierungsrates Bogedain nach Oppeln, der dann ungehindert in Oberschlesien polnische Schulen und polnische Zeitungen gründete, um damit eine künstliche polnische Bewegung in Oberschlesien inszenieren zu können. Wenn trotz dieses stetigen Zurückweichens sich das Deutschtum in Posen und Schlesien und vor allem in Oberschlesien noch bis 1919 stark erhalten konnte, so geht daraus hervor, daß die private Siedlung sehr stark und das bereits in diesen Provinzen vorhandene Deutschtum bodenständig gewesen sein muß, womit die Behauptung hinfällig wird, daß diese Gebiete vom Staate künstlich und zwangsweise kolonisiert worden seien. Auch der deutsche Charakter von Ost- und Westpreußen und Danzig ergibt sich zwangsläufig aus der geschichtlichen Entwicklung dieser Gebiete, deren historisches Schicksal Archivdirektor Geheimrat Dr. Kaufmann, Leipzig, in scharfen Zügen umriß. Er fand begeisterte Worte für die Taten des Deutschen Ritterordens, der die Preußen und die Masuren und Kaschuben für das Christentum und das Deutschtum gewann, sodaß heute noch Masuren und Kaschuben trotz ihrer slawischen Muttersprache deutsch fühlen und empfinden, und schilderte in anschaulicher Weise das Schicksal der Stadt Danzig, die, einst mächtig, geehrt und geschätzt, mitbestimmend in die Geschichte der Weltgeschichte eingriff, und deren prächtige Bauten von der hohen deutschen Kultur vergangener Zeiten zeugen. Die Schicksale des gesamten nordöstlichen Kolonisationsgebietes an sich behandelte Privat-Dozent Dr. Pfizner, Prag, in einem besonderen Vortrag, in dem er auf die Hauptunterschiede des nordöstlichen und südöstlichen Kolonisationsgebietes hinwies. Gegen die übrigen Vortragsreihen fiel die Darstellung des ungarländischen, nordostjugoslawischen und Banater Deutschtums durch Universitätsprofessor Dr. Schmidt, Szeged, stark ab, da er sich auf die Untersuchung des Dialektes und der Herkunft der Deutschen und auf die Vorführung von Lichtbildern beschränkte und darüber hinaus auf eine Erörterung der gegenwärtigen Lage und der akuten Probleme verzichtete. Dagegen fanden die beiden Vortragsreihen von Hochschulprofessor Dr. Stavenhagen, Riga, über „Das baltische Deutschtum“ und von dem Direktor der Bruckenthalischen Bibliothek in Hermannstadt, Dr. Spek über „Das Deutschtum in Siebenbürgen, seine Geschichte und Gegenwartslage“, außergewöhnlich starkem Anklang wegen ihrer stark aktuellen Note und der sicheren und klaren Herausarbeitung der Kernprobleme. Tiefen Eindruck hinterließ die Darstellung des starken Selbstbewußtseins, des betonten Gemeinschaftsgefühls und des politisch klugen Handelns dieser beiden Minderheiten im Norden und im Süden, von denen die baltische die Kulturautonomie praktisch durchgeführt hat und infolge ihrer klugen Politik die Vertrauenspartei der Letten zu werden verspricht, während die Siebenbürger Sachsen im Kampf um das ihnen seit alters her zugestandene Recht der Selbstverwaltung einen schweren Stand gegen die neuen rumänischen Herren haben, der aber ihr stark ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl und ihre straffe Volksorganisation, die keine Parteien kennt und jeden Einzelnen erfaßt, nur gestärkt hat. Die stärkste deutsche Grenzlandgruppe des Ostens, das Sudetendeutschtum, wurde diesmal nicht berücksichtigt, da ja dem Sudetendeutschtum im Jahre 1926 eine eigene Sudetendeutsche Kulturwoche eingeräumt worden war. Dafür entschädigten die Vorträge von Prof. Dr. Lehmann, Reichenberg, über die sudetendeutsche Gegenwart, von Privat-Dozent Dr. Lohner, Reichenberg-Prag, über die wissenschaftlichen und volksbildnerischen Anstalten der Stadt Reichenberg mit besonderer Berücksichtigung der Sommerhochschulwochen und von Universitätsprofessor Dr. Gierach, Reichenberg-Prag, über die sudetendeutsche Vergangenheit, die alle ein lebendiges Bild von dem starken und hohen Kulturleben Nordböhmens und des Sudetendeutschtums überhaupt vermittelten, das mit der geglückten Ostdeutschen Kulturwoche als Werber für das Sudetendeutschtum und das Auslandsdeutschtum im Osten wieder einen neuen Erfolg zu verzeichnen hat.

Eine neue Weltstimme zum Oberschlesien-Problem

Von Provinzial-Verwaltungsrat Georg Schneider

Zu den größten außenpolitischen Torheiten, die Polen an der Wiege seiner neuen staatlichen Selbständigkeit begangen hat, gehören die territorialen Ansprüche auf Oberschlesien. Der junge polnische Staat, der seine Wiedergeburt zunächst dem deutschen Reich zu verdanken hat, benutzte dessen vorübergehende außenpolitische Schwäche dazu, um Hand auf deutsches Gebiet zu legen, dessen polnische Nationalität bestenfalls sagenhaft ist. Der polnischen Begehrlichkeit kam der machtpolitische Wille Frankreichs zustatten, das deutsche Volk wirtschaftlich auch im Südosten in Fesseln zu legen und seinem Militärverbündeten im europäischen Osten in Anbetracht der industriellen Unentwickeltheit seines Gebiets einen wirtschaftlichen Fundus mühelos zuzuschlagen. Was der abgetrennte ostoberschlesische Teil wirtschaftlich für Polen bedeutet, kann man schon daran ersehen, daß etwa ein Drittel der polnischen Handelsbilanz von Ostoberschlesien eingenommen wird, und daß die polnische Währung zeitweise ausschlaggebend in der Ausfuhr der obereschlesischen Kohle ihre Stütze fand. Wenn wir die Einverleibung Oberschlesiens eine polnische Torheit nennen, so deshalb, weil Polen damit eine sonst von Natur aus gegebene polnisch-deutsche Freundschaft ausgeschlagen hat, auf die es vielleicht vorerst, aber nicht auf die Dauer wird verzichten können.

Ursprünglich — nach dem ersten Entwurf des Versailler Diktats — sollte bekanntlich ganz Oberschlesien an Polen abgetreten werden. Zu den wenigen Zugeständnissen, die seinerzeit den deutschen Unterhändlern gemacht wurden, gehörte die Volksabstimmung in Oberschlesien. Dieses „Entgegenkommen“ war die Folge gewaltiger Protestkundgebungen im Reich, insbesondere in Oberschlesien selbst. Man hätte auch dieses Zugeständnis nicht gemacht, wenn das Ergebnis der Volksabstimmung vorausgesehen worden wäre; denn über 60% der Stimmen entfielen auf Deutschland. Nach dem gesunden Menschenverstande und nach den Buchstaben der Versailler Vertragsbestimmungen hätte ganz Oberschlesien Deutschland belassen werden müssen. In jener Zeit wog aber der Siegerwille auf französischer Seite noch so sehr über, daß unter Berufung auf die 40% polnischer Stimmen ein Teil, und zwar der wirtschaftlich wertvollste von Deutschland abgetrennt wurde.

Die Volksabstimmung sollte ohne irgend eine Beeinflussung der Bevölkerung vor sich gehen. Zu diesem Zweck wurde Oberschlesien während der Abstimmungszeit einer interalliierten Verwaltungskommission unterstellt und von interalliierten Truppen besetzt. Dabei hatte Frankreich bei weitem das Übergewicht. Der an der Spitze der Verwaltung und Truppen stehende französische General Le Rond versprach der Bevölkerung in einem die Abstimmungsperiode einleitenden Aufruf eine „Ära der Freiheit und Gerechtigkeit“. In Wirklichkeit wurde es ein Zeitabschnitt unbeschreiblicher Drangsalierung des obereschlesischen Volkes. Der deutschgesinnte Teil der Bevölkerung wurde in kaum erträglichen Fesseln gehalten, während den polnischen Agitatoren eine ungebundene Freiheit gewährt wurde. So war es möglich, daß polnische Aufstände in Szene gesetzt werden konnten, ohne daß man der Bevölkerung eine Gegenwehr gestattete. Die Abstimmungsversammlungen der Deutschen unterlagen einem unerhörten und oft genug blutigen Terror, während den polnischen Veranstaltungen jeglicher Schutz der französischen Behörden und Soldaten zuteil wurde. Eine systematische Einschüchterung der Bevölkerung von polnischer Seite war das Signum des Abstimmungskampfes, der ein geistiger Kampf sein sollte, in Wirklichkeit aber mit Blut und Eisen geführt wurde. Hunderte von Oberschlesiern mußten ihre Treue zum

Deutschtum sogar mit dem Tode besiegeln, ganz zu schweigen von den unermesslichen wirtschaftlichen Schädigungen, denen das Land während der Abstimmungsperiode ausgesetzt war.

Hinter allen Ereignissen steckte der nationalistische Fanatismus der Polen und der unbeugsame machtpolitische Wille Frankreichs, beide Völker einig in dem Haß gegen alles Deutsche und in dem Bestreben, Deutschland unter allen Umständen um Oberschlesien zu bringen. Als die notgedrungen zugestandene Volksabstimmung auch nicht das erhoffte Ergebnis zeitigte, tat man den Versailler Vertragsparagrafen Gewalt an und fügte der Abstimmungskomödie das Drama der Teilung Oberschlesiens an. Man suchte den Schein des Rechts zu wahren und verwies dabei auf die 40% der polnischen Stimmen. Italien und England, die in der obereschlesischen Verwaltungskommission und durch ihre Truppen vertreten waren, kämpften vergebens gegen diese Rechtsbeugung an. So wurde der Deutschland belassene Teil, die heutige Provinz Oberschlesien, zum Torso des ehemals so blühenden Wirtschaftsgebiets verstümmelt.

Polen begründete seinen Anspruch auf Oberschlesien auch geschichtlich. Weil das Land vorübergehend 150 Jahre, die aber über 700 Jahre zurückliegen, dem polnischen Staat angehört hat, soll es polnisches Land sein. Wer das Gebiet und dessen Bevölkerung kennt, weiß, daß alle Lebensäußerungen von Grund auf deutsch sind und daß Zivilisation und Kultur seit jeher das deutsche Element zum Träger hatten.

Polen ist, wie sich das inzwischen herausgestellt hat, ein unbequemer Kohlenkonkurrent Englands geworden. Die bekannte englische Kohlenkrise hat zum erheblichen Teil ihre Ursache in der Tatsache, daß Polen, unter Zuhilfenahme von Lohndruck und sonst in keinem anderen Lande mehr gekannten Frachtermäßigungen die ostoberschlesische Kohle gerade auf diejenigen Märkte wirft, die früher England vorbehalten waren: Skandinavien und das Baltikum. England kann sich heute genau ausrechnen, wieviel Arbeitslose im eigenen Lande auf diese nicht gerade faire polnische Konkurrenz, also am Ende auf die Teilung Oberschlesiens zurückzuführen sind.

Uns Oberschlesiern und allen denen, die sich mit der obereschlesischen Frage befassen, ist das alles nichts Neues. Es ist aber bedeutsam, daß nach Lloyd George und dem italienischen Ministerpräsidenten Nitti nunmehr auch der englische Oberst Hutchison zum obereschlesischen Kapitel Stellung nimmt. Er tut das in einem Buche „Silesia revisited 1929“, dessen Inhalt wir im vorstehenden kurz wiederzugeben versucht haben. Der Verfasser kennt Oberschlesien und alle Seiten seines Schicksals wie kaum ein anderer Ausländer. Er war Jahre hindurch Mitglied der interalliierten Behörden in Oberschlesien und hat im vergangenen Winter eine monatelange Studienreise durch beide Teile Oberschlesiens gemacht. Das Buch ist aus dem Gedanken der Gerechtigkeit heraus geschrieben, aber auch wegen der Verflochtenheit der obereschlesischen Frage mit der wirtschaftlichen Depression in England. Es ist eine wuchtige Anklage gegen die Verlogenheit, mit der neben anderem auch die obereschlesische Frage im Versailler Vertrag ihre „Erledigung“ fand. Hutchison verlangt kurz und bündig die Wiedergutmachung des obereschlesischen Unrechts, eine Forderung, die deutscherseits bei jeder Gelegenheit immer wieder erhoben wird.

Wir haben den Wunsch, daß recht viele Volksgenossen dem Buch Hutchisons ein eingehendes Studium widmen. Sehr ausführliche Auszüge hat die Wochenschrift „Die Provinz Oberschlesien“ gebracht. Außerdem befindet sich eine deutsche Ausgabe des Buches in der Ostdeutschen Verlagsanstalt, Breslau, in Vorbereitung.

Die polnische Kulturbewegung in O/C.

Nach der Abstimmung sind in Westoberschlesien eine Reihe von Jahrbüchern oder ähnlichen Veröffentlichungen erschienen. Herausgeber waren, um nur einige der wichtigsten zu nennen: Der oberschlesische Geschichtsverein, Die wissenschaftliche Gesellschaft Philomathie in Neisse, Die Gesellschaft zur Förderung der Stadtbücherei Gleiwitz, Der Beuthener Geschichts- und Museumsverein. Nun liegt auch ein polnisches Jahrbuch aus Ostoberschlesien vor: Roczniki towarzystwa przyjaciół nauk na Śląsku. Kattowitz 1929. Jahrbücher der Schlesischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften. Eine beachtenswerte Erscheinung, an der wir auch in West-Oberschlesien nicht vorübergehen können, zumal sich das Werk auch bewußt mit der deutschen Kulturbewegung unserer Heimat befaßt und manches unbewußt widerspiegelt. Seine tiefere Absicht zielt dahin, eine polnische Kultur Oberschlesiens nachzuweisen, und diese mit dem geistigen Leben Gesamtpolens zu verknüpfen. Aus diesem Grunde erweckt die Gesellschaft, die das Jahrbuch herausgegeben hat, unser Interesse.

I. Die Schlesische Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft.

Die Gründung der Gesellschaft ist nicht etwa ein Bedürfnis der polnisch sprechenden Oberschlesier gewesen, sondern sie ist auf eine Anregung von außen her erfolgt, also hereingetragen wie manches andere. Dann zeigt es sich aber, daß eine polnische wissenschaftliche Gesellschaft in Oberschlesien nicht lebensfähig ist, denn es fehlt die entsprechende Intelligenz. Die zugewanderten polnischen Akademiker hatten keine kulturellen Interessen oder zum mindesten keine Zeit zur Betätigung, da sie ganz in der Verfolgung ihrer politischen Kampfziele aufgingen. Doch lassen wir in großen Zügen die Entwicklung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft an unserem Auge vorübergehen. Der erste Beitrag des Buches von J. Luka gibt nur einen ungeschminkten Einblick.

Nach dem Zusammenbruche des Aufstandes 1863/64 flüchteten viele Polen nach Rumänien und gründeten dort im Jahre 1866 in Jassy eine Bücherei. Als die Zahl der Polen in Rumänien immer mehr abnahm, fragte Lukaszewski, der Gründer und Leiter der Bibliothek, bei den polnischen Zeitungen in Oberschlesien an, ob man nicht hier eine Gesellschaft gründen könnte, der man die Bestände an Büchern und Geld der Jassyer Bibliothek überantworten könnte. Auf diese Anregung aus Rumänien wurde in unserer Heimat eine oberschlesische literarische Gesellschaft ins Leben gerufen. Diese erhielt aus Rumänien 4000 Bände und 700 Franken. Dazu 3108 M., die als Studentenhilfe bestimmt waren. Die ursprüngliche Zahl der Mitglieder wird nicht angegeben, sondern nur als sehr gering bezeichnet. Da es in Oberschlesien damals nur eine Handvoll polnische Intelligenz gab, fehlte es nicht nur an Geld, sondern auch an Menschen, um die Ziele der Gesellschaft zu verwirklichen. Zu diesen gehörte auch die Herausgabe von Büchern. Es wurde nun eine ganze Reihe von Jahren überhaupt nichts getan. Erst 1901 wurden zwei Versammlungen abgehalten. 1902 waren auf der Hauptversammlung nur 6 Mitglieder anwesend. Wegen dieser geringen Erfolge griff Lukaszewski den Vorstand in der Presse an. Darauf regte sich wohl die Vereinstätigkeit ein wenig, schloß aber bald wieder für weitere zehn Jahre ein. Erst 1914 kehrte einiges Leben in die literarische Gesellschaft ein. Auf der Hauptversammlung erschienen allerdings nur 15 Mitglieder. Da brach der Krieg aus, und die Vereinstätigkeit ruhte bis zum Jahre 1920.

Damals kam aus Wien der Prälat Lukaszewicz, um sich im polnischen Plebiszitkommissariat zu betätigen. Dieser geistliche Herr brachte die ansehnliche Bücherei der Wiener Polen mit, deren wissenschaftliche Werke er der literarischen Gesellschaft gab. Das war der zweite Anstoß von

außen. Dieser führte zu einer Umgestaltung der literarischen Gesellschaft. Auch jetzt kamen aber zur Hauptversammlung nur acht Mitglieder. Auf Vorschlag von Dr. Szramek wurde beschlossen, eine wissenschaftliche Bücherei zu schaffen. Konstantin Prus erklärte sich bereit, seine wertvolle Sammlung oberschlesischer Bücher dieser Bibliothek zu übergeben, sobald eine geregelte Verwaltung vorhanden wäre. Ebenso wollte auch Lukaszewicz die wissenschaftlichen Werke seiner Wiener Bibliothek schenken. Jetzt wurde die literarische Gesellschaft unter Erweiterung der Ziele zu einer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft umgewandelt. Wohl kamen zur Hauptversammlung 27 Mitglieder, aber bald schloß die Vereinstätigkeit wieder ein. Als 1921 bekannt wurde, daß Beuthen, der Sitz dieser Bücherei, deutsch bleibt, begann die vergebliche Suche nach einem geeigneten Raum in Kattowitz. Umsonst bat der Vorstand um Mittel aus dem Verkauf der Gegenstände des Plebiszitkommissariats. Vergeblich wandte man sich an den Ministerpräsidenten um Hilfe. Damals machten die polnisch gewordenen Oberschlesier zum ersten Mal die Erfahrung, daß man in Warschau für kulturelle Zwecke in Posen und anderswo Geld hatte, nicht aber für eine polnische Landesbücherei in Oberschlesien. So wurden denn die mühevoll gesammelten Bücher im Keller und Treppenhaus der Baugewerkschule in Kattowitz untergebracht.

1923 brachte die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in einem Gesuch an die Wojewodschaft zum Ausdruck, es bestehe die Gefahr, „daß die kostbaren Bücher, die so sorgfältig zusammengebracht worden sind, solange Polen nicht bestand, jetzt, da Polen erstanden ist, infolge des fehlenden Verständnisses der Gesellschaft für die Wichtigkeit eines solchen kulturellen Mittelpunktes zugrunde gehen.“ Trotzdem wurde die Bitte um einen Raum für die Bücherei abschlägig beschieden. In demselben Jahre wurde auch ein Gesuch an den Schlesischen Sejm gerichtet. In der Eingabe wurde unter anderem gesagt: „Die Deutschen jenseits der Grenze haben sich in der letzten Zeit lebhaft der kulturellen Arbeit angenommen. Seit langer Zeit besitzen sie ein reiches und gut ausgestattetes oberschlesisches Museum in Gleiwitz. Dazu auch eine Büchersammlung... Außerdem besitzen sie ähnliche Museen in Beuthen, Ratibor, Oppeln und Neisse... Weiter ist gleichfalls in Gleiwitz am 3. Mai 1923 eine wissenschaftliche Bücherei eröffnet worden.

Und wie sieht es bei uns aus? ... Die Regierung will für solche Zwecke nichts ausgeben, die Stadt kann nichts geben, und unsere Gesellschaft ist ohne Mittel und ohne vermögende Mitglieder, die imstande wären, aus eigenen Kräften die höheren Kulturnotwendigkeiten der Allgemeinheit zu befriedigen...“

Auf dieses Gesuch erhielt die Gesellschaft 150 Millionen Mark. Als aber die Summe endlich ausgezahlt wurde, brachte sie nur mehr 80 Dollar ein. Der weitere Kampf um einen geeigneten Raum ist geradezu eine Tragikomödie. Ohne zu prahlen, können wir ruhig sagen, daß unsere deutschen Behörden den oberschlesischen Kulturbelangen ein ganz anderes Verständnis entgegenbringen.

Träge schloß so das Vereinsleben der Freunde der Wissenschaft dahin. 1927 wurde zum Vorsitzenden Kanonikus Dr. Szramek gewählt. Die Zahl der Mitglieder war inzwischen auf 118 gestiegen.

Die Geschichte der Gesellschaft ist wirklich, wie Luka zu Beginn seiner Ausführungen bemerkt, eine Geschichte guten Willens und unverwirklichter Hoffnungen. Deswegen überrascht auch nicht die pessimistische Schlußbetrachtung: „Was hat sich aber unter der polnischen Herrschaft, die schon gegen sechs Jahre dauert, geändert? Keine Wojewodschaft in Polen zählt im Verhältnis zu ihrer Bevölkerung und ihrem Umfang der Regierung und ihrer Wojewodschaftsbehörde so viel Abgaben wie die schlesische. Und doch ist die wissenschaftliche und kulturelle Lage keiner rein polnischen Wojewodschaft so traurig wie gerade die der schlesischen...“

Dieses Ergebnis stimmt den Verfasser umso trauriger, als er überzeugt ist, daß in Schlesien letzten Endes nur der Sieg wird, der das meiste Licht bringt.

Da in diesem Beitrage von polnischer Seite auf die großen Fortschritte in der deutsch-oberschlesischen Kulturbewegung berichtet worden ist, so genügt es, ergänzend darauf hinzuweisen, daß in der Zwischenzeit noch manches Kulturwerk geschaffen worden ist, so z. B. das Heimatmuseum in Gr. Strehlitz und Heimatstuben in manchen anderen Orten. Besondere Beachtung verdient das erfolgreiche Wirken der Arbeitsgemeinschaften, die unter der Leitung des Regierungsdirektors Dr. Weigel durch ihre eifrige Sammelarbeit die Grundlage zu zusammenfassenden Arbeiten auf dem Gebiete der Heimatkunde schaffen.

II. Traum oder Schaum?

Liest man nach der Betrachtung des Leidensweges der Schlesischen Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft den Beitrag des Jahrbuches: Die Kunstabteilung und das schlesische Museum in Kattowitz, so faßt man sich an den Kopf und glaubt zu träumen. Während es den Freunden der ober-schlesischen Heimat trotz eines ansehnlichen Grundstockes von wertvollen Büchern nicht gelungen ist, die Teilnahme der Behörden für eine schlesische Landesbibliothek zu wecken, werden hier von dem Konservator Dr. Dobrowolski dem Leiter der Kunstabteilung der Schlesischen Woiwodschaft geradezu uferlose Pläne entwickelt, zu deren Verwirklichung ungezählte Millionen erforderlich sind. Nun sagt ja Schiller:

„Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen.“

Aus diesem Grunde könnte man es sich schenken, auf den Idealplan eines Schlesischen Museums in Kattowitz einzugehen. Doch für uns ist auch das Wollen von Bedeutung, zumal es durchaus von politischen Gesichtspunkten ausgeht. Das Museum soll das Bewußtsein der Zugehörigkeit Oberschlesiens zu Polen stärken, es soll den Oberschlesiern den hohen Stand der polnischen Kunst zeigen und die Überzeugung bekämpfen, als ob die Kultur des Auslandes (d. h. Deutschlands) auf diesem Gebiete größer wäre. Das Museum soll gleichzeitig eine Forschungsanstalt für Oberschlesien werden. An eine großzügige Verwirklichung der überaus weit gesteckten Pläne vermag ich nicht zu glauben. Der Rechenfehler tritt offen zutage, wenn Dr. Dobrowolski mit 5 wissenschaftlichen Mitarbeitern, einem Bibliothekar und einem Photographen auszukommen meint. Sollen die dargestellten Arbeitsziele nur halbwegs erreicht werden, so muß man dem Museum mindestens zwanzig wissenschaftliche Mitarbeiter zubilligen und dazu einen Riesenpalast, denn schon eine der beabsichtigten Abteilungen, wie z. B. Schlesiens Gewerbe, erfordert ein ansehnliches Gebäude, wenn man alles das verwirklichen will, was in dem Beitrag angekündigt ist. Geplant sind acht Abteilungen: 1. Vorgeschichte, 2. Volkskunde, 3. Kirchliche Kunst, 4. Kunsthandwerk, 5. Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart (Malerei, Plastik, Graphik), 6. Naturwissenschaft (Geologie und Biologie), 7. Bergbau, 8. Erinnerungen an den Aufstand und die Abstammungszeit.

Jede dieser Abteilungen ist so gedacht, daß sie zunächst die typischen Erscheinungen Gesamtpolens bringt und dann die besondere ober-schlesische Eigenart. Wie aus dem Plan Abteilung für Vorgeschichte hervorgeht, hat man in Ost-Oberschlesien auf diesem Gebiete noch nicht gearbeitet. Als einzige Leistung wird die Tatsache erwähnt, daß der Posener Professor Rostrzewski zweimal im Lande gewesen ist und festgestellt hat, daß an einigen Orten Funde gemacht werden könnten. Während man also in Ost-Oberschlesien mit der Arbeit noch nicht begonnen hat, sind in West-Oberschlesien allein drei hauptamtlich angestellte Vorgeschichtler tätig. Diese werden

von einer größeren Anzahl freiwilliger Helfer unterstützt. Dementsprechend sind auch gute Ergebnisse erzielt worden.

Auch für die volkswundliche Erforschung Oberschlesiens will Dr. Dobrowolski erst die rechte Grundlage schaffen. Er führt aus: „Angesichts der winzigen und oberflächlichen Ergebnisse der derzeitigen Forschungen in Schlesien ist ein genaues Erfassen der ethnischen Gruppen Oberschlesiens und eine Abgrenzung derselben zur Zeit unmöglich. Wie es scheint, sind hier wenigstens zwei große Gruppen vorhanden, die Beuthener und die Oppelner. Von diesen wird augenscheinlich die Beuthener Gruppe der Hauptgegenstand der Forschungen werden, die vom Museum ausgehen werden“. Mit diesem harten Urteil über die bisherigen Leistungen der Volkskunde in Oberschlesien tut Herr Dr. Dobrowolski zum mindesten den deutschen Volkskundlern Unrecht und zeigt damit, wie wenig er im Bilde ist. Offenbar glaubt er aus galizischen Anschauungen heraus in Oberschlesien bestimmte Stämme unterscheiden zu können. Doch dürfte er sich darin irren.

Aber auch das Gebiet der geistigen Volkskunde will er vom Museum aus bearbeiten. Er plant hier Sammlungen, die auf deutscher Seite längst in Angriff genommen sind.

In der Abteilung der kirchlichen Kunst will er den Zusammenhang der ober-schlesischen mit der Krakauer Kunst durch Ausstellung entsprechender Werke nachweisen. Nun, das ist schon möglich, denn die mittelalterliche Kunst Krakaus war deutsch. Und es ist ja allgemein bekannt, daß viele Nürnberger Künstler in Krakau gewirkt haben. Allerdings betrachten heute viele Polen deutsche Künstler wie Veit Stof als ihren Landsmann. Deswegen hat man auch in Kattowitz die Albrecht-Dürerstraße in die ulica Wita Stwosza umgetauft. Nun, das ist ein kleiner Reinfall. Abtrübs haben sich in der polnischen Wissenschaft selber Stimmen erhoben, daß Veit Stof das Nürnberger Deutsch und nicht das schlesische Krakaus gesprochen und geschrieben hat, und somit auch seiner Staatszugehörigkeit nach Deutscher war.

In der Abteilung Kunstgewerbe will man die Erzeugnisse von Glienitz, Proskau usw. sammeln, da die Arbeiter der damaligen Fabriken angeblich Polen waren.

In den bisher genannten Abteilungen ist stets Oberschlesien vertreten. Dagegen wird die Abteilung Kunst des 18. Jahrhunderts kein ober-schlesisches Werk enthalten, da Oberschlesien in dieser Zeit kein einziges polnisches Kunstwerk hervorgebracht hat. Diese Feststellung ist wohl richtig, falsch ist aber die Begründung, daß die deutschen Behörden die polnische Kultur unterdrückt hätten. Der Anschluß der polnisch sprechenden Künstler an den deutschen Kulturkreis war ein durchaus freiwilliger. Das können wir auch heute noch in West-Oberschlesien sehen. Wir haben hier z. B. Arbeiterdichter, deren Umgangssprache die ober-schlesisch-polnische Mundart ist, die aber doch ihre Werke in deutscher Sprache schreiben. Kein Mensch zwingt sie dazu, sie fühlen sich von selbst von der deutschen Kultur angezogen. Aber auch die bildenden Künstler wenden sich bei uns der Seite zu, von der sie das meiste Licht erhalten.

Wenn der großzügig angelegte Plan des Schlesischen Museums in Kattowitz einigermaßen verwirklicht werden sollte, dann würde Ost-Oberschlesien einen Teil des deutschen Vorranges auf dem Gebiete der kulturellen Betätigung mit der Zeit einholen.

Diese Tatsache allein muß uns Deutsch-Oberschlesiern Ansporn sein, deutsche Kultur im besten Sinne des Wortes zu entwickeln, zu pflegen und darzubieten; denn Oberschlesien ist für Deutschland, wie kürzlich einmal treffend bemerkt worden ist, eines jener großen Schaufenster, in das die anderen Völker und Staaten hineinschauen können. Und jeder einigermaßen tüchtige Kaufmann legt in sein Schaufenster nur gute Sachen, das Beste vom Besten!

Dr. Maß.

Mit der Klampfe durchs Land...

Gedichte von Walter Schimmel-Falkenau

Vor der Schmiede

Der Nachtwind durch die Heide pfeift.
Der Nebel bleicht im Moor.
Das Käuzchen fliegt den Kiefern zu.
Und du, und du,
du wartest unterm Tor.

In deines Vaters Schmiede glüht
ein Feuer, hell und heiß,
das flammend um dein Herze strich.
Und ich, und ich,
ich weiß, was keiner weiß.

Und heißer kann kein Feuer sein.
Dein Herz ist heiß und rot,
das gibt mir nirgend Rast und Ruh,
o du, o du,
das brennt mich wund und tot.

Kapellenlied

Aus den Kapellen klingen
die Abendlieder auf.
Die frühen Lerchen singen
zum Himmel sich hinauf.
Die Schnepfe streicht durchs Jagen
am Haselried.
Ich hör dein Herze schlagen,
ich hör sein Lied.

Es schlägt wie Nachtigallen,
es blüht wie Rosmarin,
und Frühlingsblumen fallen
auf meine Königin.
Aus allen Blütenzweigen
schneit's warm und sacht,
und Fink und Drossel schweigen.
Die Liebe wacht.

Die Wolken wandern leise.
Dein Herz sich zu mir neigt.
Im Ginster träumt die Meise,
und fern die Grille geigt.
Du weißt nicht, was dein Lieben
für Wunder tut,
wenn sich die Wälder trüben,
wenn alles ruht.

Oberschlesien

Von Hans Niekravicz

Die Fülle deines einstigen Bestandes
zerrann wie deiner Schlothe Rauch im Wind.
O Heimatland, des großen Vaterlandes
verarmtes und entstelltes Schmerzenskind!

Verstümmelt ist dein Leib, bedeckt mit Narben,
die täglich aufgebrochen sind vom Joch.
Die Kämpfer vom Sankt Annaberge starben —
umsonst. Und wer gedenkt heut ihrer noch?

Die Jahre altern und gebären Lenz,
in denen früh der Wurm des Todes nagt.
Verkehr und Wandel stoßen an der Grenze,
wo weiß und rot der Pfahl am Wege ragt.

Des besten Guts beraubt, dreht hier der Bauer
die Pflugschar um und ballt zur Faust die Hand.
Unnennbar breitet eine dumpfe Trauer
den riesenhaften Fittich übers Land.

Wir alle, alle leben unter Tage —
und dennoch, dennoch, wir verzweifeln nicht.
Denn unaufhaltsam wächst aus Schmach und Klage
die Kraft, die würdelose Fesseln bricht. —

Oberschlesische Volkskunde

Mitteilungen des Archivs für Oberschlesische Volkskunde / des Oberschlesischen Volksliedarchivs / der Arbeitsgemeinschaft für Oberschlesische Volkskunde / Im Auftrage der Vereinigung für Oberschlesische Heimatkunde / Herausgeber Alfons Perlick.

1. Jahrg.

1929

Heft 5/10

Gollor, 24. Fachsitzung der Beuthener Arbeitsgemeinschaft für Volkskunde — Pudollek, Volkslieder des Oberglogauer Landes — Pudollek, Kinderlied und Kinderspiel in Oberglogau — Krause, Zu den Flurnamen: Neue Welt, Oberschar, Zbytki, Nomarki und Naplatki — Mainka, Von der Kerbegeige und Kerbetafel — Borzuški, Zur Volksheilkunde des Beuthener Landes — Literatur.

24. Sitzung der Beuthener Arbeitsgemeinschaft für ober-schlesische Volkskunde

In dem Bibliothekszimmer des Städt. Museums fand am 3. d. Mts. die übliche Arbeits-sitzung der Beuthener Vereinigung für ober-schlesische Volkskunde statt. Mittelschullehrer Perlick, der Leiter dieser Arbeitsgemein-schaft, gab einen Überblick über die Entwickelung der Arbeit auf volkskundlichem Gebiete im letzten Vierteljahr und brachte zum Ausdruck, daß gerade das Beuthener Museum auf Grund seiner reichen volkskundlichen und völkereundlichen Sammlungen Ausgangs- und Mittel-punkt der volkskundlichen Forschung in Ober-schlesien sein muß. Dazu kommt noch, daß diesem Museum das Oberschlesische Volksliedarchiv und das Archiv für ober-schlesische Volkskunde ange-gliedert sind. Auf dieser Basis wird dann von der hier zu errichtenden Pädagogischen Akademie, die Heimat- und Volkskunde als obligatorisches Unterrichtsfach zu betreiben hat, Wertvolles geleistet werden können. Lehrer Chrobok, Leiter der Heimatskute in Mieschowitz, regte insbesondere die Herausgabe derjenigen Rogerschen Volkslieder in der Übertragung an, die im Beuthener Lande gesammelt worden sind. Die Untersuchung der einzelnen Motive würde manches Beachtliche für das Volkstum unserer Landschaft zu Tage

fördern. Chrobok ging dann noch näher auf die Oberschlesischen Volkslieder ein, die das Thema „Brennende Linde“ enthielten. Über den bedeutendsten französischen volkskund-lichen Forscher des 19. Jahrhunderts Paul Sébillot machte Mittelschullehrer Bolik recht interessante Ausführungen, indem er das seltene und umfangreiche Werk Sébillots: Les travaux publics et les mines (1894) vorlegte und besonders den Aberglauben und die Gebräuche im Bergwerk behandelte. Aus dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Volks-kunde legte Mittelschullehrer Rogias die Werke von Perger, Deutsche Pflanzensage (1864) und Schwendfeldt, Stirpium & Fossilium Silesiae Catalogus (1600) vor; gerade das letztere Buch enthält noch un-gemein viel Material für die schlesische Volks-kunde, indem Schwendfeldt gemäß der Man-ier seiner Zeit auch alles Erdenkliche über Pflanzen und Tier aus der Volksüberlieferung zusammentrug. Auf Grund des Materials, das die Flurnamenabteilung des Archivs für Oberschlesische Volkskunde enthält, ist Walter Krause beim Studium des Flurnamens no-miarki zu dem Ergebnis gekommen, daß wir in dieser Form eine Verstümmelung von „namiarki“ vor uns haben, das dem deutschen „Nermaas, Nerschar“ ent-spricht. Das Vorhandensein des Flurnamens

Beiblätter zur Monatschrift „Der Oberschlesier“ / Oppeln-Colonnowska D. G. / Schriftleitung dieser Beiblätter: Archiv für Oberschlesische Volkskunde / Beuthen O/Schl. / Altes Stadthaus.

nomiarki gibt also den Beweis, daß wir es bei der betr. Dorfflur mit einer geregelten, systematischen Aufteilung, also deutschen Besiedlung zu tun haben. Das Übermaß war ein Rest des Sturzelandes, daß aus irgendwelchen Gründen (unfruchtbar, zu klein, ...) nicht zur Aufteilung kam und in der älteren Zeit unbebaut liegen gelassen worden ist. Einen neuen Beweis über seine erstaunlichen Kenntnisse auf dem Gebiete der ober-schlesischen Volkskunde gab Hüttenobermeister Czmoß. In seinem Referat „Hl. Onufrius in Oberschlesien“ wies er auf die beiden in Oberschlesien vorhandenen Bildstöcke in Neustadt und auf dem Annaberge hin, die sich hier beide auf ehemals vulkanischem Boden befinden. Da die Italiener nun diesen Heiligen als Schutzpatron gegen Erdbeben und Lava verehren und ihn in der Besatzungszeit in diesen Gefahren um Hilfe anflehen, so ist anzunehmen, daß bereits im Mittelalter die Verehrung dieses Heiligen durch Franziskaner in Oberschlesien eingeführt worden sei. Auch auf dem Gebiete der Pflanzensage, der naturgeschichtlichen Märchen ist die ober-schlesische Volksphantasie sehr lebendig gewesen (Entstehung der Getreideähre; Warum die Biene den Rotklee nicht besucht; die roten Spitzen der Roggen-saat usw.). In einer kleinen Übersicht brachte Museumswart Haroska alles das zusammen, was sich in Oberschlesien im Volkstum noch in der Eigenart des Kreuzzeichens machen erhalten hat: Kreuz mit der Peitsche vor den hinausfahrenden Pferden, beim Stallzumachen, vor der Aussaat, vor dem Baden, nach dem Hineinwerfen von Erde in das offene Grab, das Kreuz mit der Sense, das Kreuz aus Stroh auf den Getreidepuppen usw. Viel Interesse fanden auch die von ihm gesammelten und vorgelegten volkskundlichen Gegenstände aus Eisen (Glockenkloppler, Rienspanhalter, Trogkrage usw.). Den Schluß der Sitzung bildete eine praktische Anregung von Lehrer Pudollek, dem Leiter der Volkstanzabteilung beim Volksliedarchiv. Pudollek fordert offizielle Einrichtung von Singstunden, Tanzgruppen und Pflege der Kinderlied- und Kin-

derspiele seitens der Schule, wie sie heute tatsächlich noch in dem Kindervolkstum enthalten sind. Besonderer Wert müßte in unserer Industriegegend auf die Pflege des Bergmannsliedes gelegt werden. In diesem Rahmen wurde von ihm angeregt, ein Flugblatt mit den gebräuchlichsten Bergmannsliedern unter der Bevölkerung zur Verteilung zu bringen. Gollor.

Volkslieder des Oberglogauer Landes

Mit der Errichtung des Oberschlesischen Volkslied-Archivs in Beuthen begann die planmäßige Erforschung des ober-schlesischen Volksliedes. Das Oberglogauer Land ist in dieser Hinsicht noch nicht erschlossen worden, und doch ist manchem Oberglogauer noch ein Lied aus der „alten guten Zeit“ geläufig, das wert ist, aufgezeichnet zu werden.

Bisher konnte ich folgende Volkslieder zur Aufzeichnung bringen und dem Archiv einverleiben:

1. Ach, Andreas, heiliger Schutzpatron ...
2. Ach, der Abend ist schon nieder ...
3. Als der Vater mit dem Sohne auf der Landstraße ging ...
4. Auf einem Berge, der weit im Feld ...
5. Das Himmelloch: Und der Fleischer mit der Fleischbank ...
6. Das Liebes-Alphabet: ABC, wenn ich dich seh ...
7. Das Lied vom Weezekranz: Owa Sonntag ...
8. Der Ehstand ist eine harte Buß ...
9. Der Hut sieht ökonomisch aus ...
10. Der Schleierhut, der paßt der Zulchen gar so gut (Kinderspielchen) ...
11. Der Weihnachtstag begann zu lichten ...
12. Die Mädels vom Lande ...
13. Die Rosen, sie blühen im Tale ...
14. Die Sonne sank im Westen ...
15. Die Vorsehung: Eingehüllt in feierliches Dunkel ...
16. Die zehn Menschenalter: Hier findet man ...
17. Drei Königs-Lied: Drei König' aus Morgenland ...
18. Ein Jüngling wollt' wandern ...
19. Ein niedliches Mädchen ...
20. Einst ging ich einsam und allein ...

21. Eins und eins ist Gott der Herr ...
22. Es fuhr ein Kaiser an den Rhein ... (Kinderspiel)
23. Es fuhr eine Schifferin über den See ...
24. Es kommen zwei Pantoffeln an ... (Kinderspiel)
25. Es saß a Fliegla am Baame ...
26. Es stand eine Linde im tiefen Tal ...
27. Es war einmal ein junger Gärtner ...
28. Es war amal a Hühnermann ...
29. Es war einmal ein grüner Husar ...
30. Es war amal a kleiner Mann ...
31. Grablied: Alles schläft den Todeschlummer ...
32. Ich bin ein lustiger Jägersknecht ...
33. Ich bin ein armer Italiano ...
34. Im Garten steht ein Blümelein ... (Kinderspiel)
35. Im Verchenfeld geschieht ein Spaß ...
36. In des Waldes tiefsten Gründen ...
37. In dem Land der Wallaborgen ...
38. In Mertels zerfallner Hütte ...
39. Johanneslied: Kommt, fromme Christen ...
40. Jetzt singen wir ein neues Lied ...
41. Kleine Fischlein schwimmen auf dem Teiche ... (Ansingelied)
42. Kommt, Sanct Candida zu grüßen ...
43. Mich liebten zwar schon viele ...
44. Morgenrot, jeden Dreitag ein frisch Brot ...
45. Napoleons Thron stand nicht mehr fest ...
46. Pfeifsalied: Piff, paff, piff ...
47. Streich ein ... (Kinderspiel)
48. Sag, Hänschen, willst du tanzen? ... (Kinderspiel)
49. St. Johann von Nepumuk ...
50. Sauß, du alter Gassenschlengel ...
51. Schlaf, Piesel, lange ...
52. Soldatenlied: Nun hat's mich doch derwischt ...
53. Soviel Stern' am Himmel stehn ...
54. S'war einst ein lust'ger Schlachtergesell ...
55. Wenn ich morgens früh aufsteht' ... (Kinderspiel)
56. Wenn man freien will ...
57. Wenn ich doch bloß wisse täte ...
58. Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel? ...
59. Wiegenlied: Draußen auf der Tenne ...

60. Unsers Königs Sohn von Preußen ...

Die Oberglogauer Lieder sind äußerst mannigfaltig und verschiedenartig. Da finden sich Lieder, die aus Österreich und Westdeutschland herüber gekommen sind, andere, die in der Grafschaft Glas ihresgleichen haben, endlich solche, die offenbar vom Lande in die Stadt gewandert sind. Bemerkenswert sind noch die zahlreichen Moritaten, die durch herumziehende Bänkelsänger in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verbreitet wurden. Auch zahlreiche Proben der Mißpoeie sind aufzufinden, und schließlich sind auch Volkslieder mit polnischem Text reichlich vertreten.

F. Pudollek.

Kinderlied und Kinderspiel in Oberglogau

Das Oberglogauer Land ist für den volksmusikalischen Forscher recht interessant, da hier die verschiedensten Einflüsse zusammentreffen. Besonders reich war früher das Kinderlied vertreten. Die Kinder der Ziegelei, die „Reitpläglar“, „Butterpläglar“, „Wasservorstädtler“, „Weisgäglar“ und „Hinterdörfler“ hatten ihre eigenen Sitten und Gebräuche und Kinderlieder und Spiele. Selbstverständlich sind die Lieder der Oberglogauer Jugend auch weiter in Schlesien und der Grafschaft Glas verbreitet, denn die volksmusikalischen Erzeugnisse sind nicht an einen engen Raum gebannt.

Hier einige Beispiele:

Ringelspiel (Vom Buttermarkt).

Streich ein, streich ein!

Wer hat das goldne Ringelein?

Wer es hat, der lache nicht,

Sonst erkennt man's am Gesicht.

Rotfuchs, such!

Spieldarstellung: Die Kinder sitzen im Kreise und halten die Hände gefaltet. Ein Kind „streicht“ den Ring ein. Der Rotfuchs steht in der Ecke; bei „Rotfuchs“ such!“ kommt er hervor und sucht den Ring. Hat er denselben bei drei Kindern nicht gefunden, muß er nochmals suchen gehen, sonst wird das betreffende Kind, bei dem der Ring gefunden wurde, Fuchs. Ein andres Kind streicht den Ring ein, und das Spiel geht von neuem an. Die Kinder der Wasservorstadt spielten früher gern:

Sag, Hänschen, willst du tanzen,
 So geb ich dir ein Ei. —
 O, nein, ich mag nicht tanzen,
 Und gibst du mir auch zwei.
 In unserm Hause geht es nicht,
 Die kleinen Kinder tanzen nicht,
 Und tanzen mag ich nicht.
 Beliebte Singspiele waren noch:
 Es fuhr ein Kaiser an den Rhein, ...
 Es kommen zwei Pantoffeln an, ...
 Der Schleierhut, der Schleierhut,
 Der steht der Zulchen gar zu gut, ...
 Merkwürdig ist das Gemisch von Hochdeutsch
 und Dialekt in folgenden Liedern:
 Schlaf Liesel lange!
 Der Schornsteinfeger sitzt auf der Stange,
 Er hat ein schwarzen Kittel an
 Und will das Piesla mitteha'n.
 Schlaf, Liesel, lange!
 Beim Anfertigen von Weidenpfeifen sangen
 die Jungen vom Reitplatz, wenn sie mit dem
 Messer das Weidenstück klopften, das „be-
 rühmte“ Pfeiflied:
 Piff, paff, piff!
 Und wenn der Bauer Hafer rafft,
 So rafft er sich alleine,
 Der Hund, der hat vier Beene,
 Die Kase hat a langa Schwanz,
 Pfeifla, Pfeifla, bleib mir ganz.
 Zieh ob, zieh ob,
 Ich gan dir 'n goldnen Hosenknopf!
 Piff, paff, piff!
 Vor 40 Jahren noch gingen die Kinder der
 Wasservorstadt zu Weihnachten mit einer
 Wiege von Haus zu Haus, um Gaben zu sam-
 meln. Es traten Joseph und Maria auf, dazu
 die Drei Weisen in Gewändern aus Bunt-
 papier und mit den Sternen. Joseph und
 Maria führten dabei folgendes Zwiegespräch:
 Ach, Joseph, liebster Joseph mein,
 Wieg' mir das kleine Kindlein ein! —
 Wie soll ich denn das kleine Kindel wiegen?
 Ich kann ja kaum mein'n krummen Buckel
 holla, Kindla, schlaf och ei, [biegen.
 Koch dir a Hirschbeirei,
 Tu a Stückla Butter nei,
 Da wirfst de auch zufrieda sei.
 Darauf wurden einige Weihnachtslieder gesun-
 gen, und reich beschenkt ging die Reise weiter.

Nun zu den eigentlichen Spielen der Kinder.
 Die „Wasservorstädter“ spielten am liebsten
 „Indianer“ und „Soldaten“, wobei das „Kar-
 toffelfeuerle“ und das „Räuchern“ nicht fehlen
 durfte. Das Schlachtfeld waren die Wiesen an
 der Hohenplog. Weit reichhaltiger waren die
 Spiele der „Reitpläzler“. Das „Klippespiel“
 brachte die Burschen oft in Konflikt mit den
 umwohnenden Leuten wegen der zerschlagenen
 Fensterscheiben. Um die vier Ecken haschten die
 „Räuber und Spindel“. Welcher Stolz war
 es für die Burschen, Räuber- oder Spindel-
 hauptmann zu sein! Die vier mittelsten Bäume
 am Reitplatz luden zum „Kammerleinvermie-
 ten“ oder „Alle Füchlein rührt euch“ ein. Das
 Uhrenverkaufen, Vögelverkaufen, Ellemessen
 oder Stoffhandeln bot reiche Abwechslung
 im Spielplan. Dazu kamen die vielen Hüpf-
 spiele, von denen himmiederum „Himmel und
 Hölle“ und die „Schnecke“ bevorzugt wurden.
 Zahlreich waren auch die Ball-, Messer-, Fa-
 den- und Steinspiele. Die größeren Jungen
 vergnügten sich beim derben „Bauer“ und
 Pietsch = (hyc)-Spiel“.

Mögen diese Ausführungen zur weiteren For-
 schung auf dem Gebiete des heimatischen Kin-
 der- und Volksliedes anregen! F. Pudollek.

Zu den Flurnamen: „Neue Welt“, „Über-
 schar“, „Zbytki“, „Nomiarki“ und
 „Naplatki“

Neue Welt, kein eigentlicher Flurname,
 sondern Bezeichnung für Stadtteile, Kolonien,
 Gasthäuser. Entstehungszeit: wohl Anfang und
 Mitte vorigen Jahrhunderts, die Zeit stärkster
 Auswanderung nach der neuen Welt. Vgl. den
 Flurnamen „Amerika“. Vorkommen: 1. Neue
 Welt in Königschütze, Gasthaus um
 1850; 2. Neue Welt in Gleiwitz, Pfingst-
 rummelplatz usw.; 3. Neue Welt, Pros-
 kauer Stadtteil; 4. Kranowitz desgl.;
 5. Cosel desgl.; 6. Neue Welt, Ratibor,
 früheres Gasthaus; 7. Kolonie Neuwelt zu
 Brune, Kr. Kreuzburg; 8. Neue Welt bei
 Lamsdorf, um 1780 begründet. — In
 Niederschlesien auch häufig, desgleichen in
 Großstädten.

Überschar(a)r, Zbytki, Nomiarki
 (Vgl. Schlesischer Flurnamen-Sammler Nr. 8,

§. 65). Unter Überschar, Obschar und ähn-
 lichen Bezeichnungen versteht man jene Teile
 einer Dorfgemarkung, die über das bei der
 Gründung des Dorfes festgesetzte Ackermass
 hinausgingen. Bei einer genaueren zweiten
 Vermessung wurde die Überschar festgestellt
 und von Einzelnen oder der Allgemeinheit in
 Besitz genommen. Ebenso kann es sich manch-
 mal um (meist wohl entfernte) minderwertige
 Zugaben handeln, die z. T. erst viel später
 unter den Pflug genommen wurden. Sprach-
 lich bedeutet „schar“ in diesem Falle soviel wie
 Abteilung, Abschnitt, Teil (vgl. Pflugschar,
 scher, Scherge, Scharte usw.). Eine Menge
 von Vorkommen dieses Flurnamens weisen die
 Regesten nach, für Oberschlesien i. J. 1274
 (Reg. Nr. 1454) eine Überschar, welche der
 Vogt von Kreuzburg (1) erhielt, sie reichte
 „vom Walde bis zu den Bäumen“. Ob sich der
 Flurname in Kreuzburg erhielt, ist mir unbe-
 kannt. Im Kreise Löwenberg gibt es den Flur-
 namen u. heute noch etwa 7 mal, desgleichen
 ist er häufig in den Kreisen Bunzlau und Lau-
 ban. Einzelnvorkommen sind bekannt in den
 Kreisen Freystadt (Kreidelsdorf) und Sagan
 (Tschiedsdorf), im Sudetendeutschland (Zuck-
 mantel), auch im Einsprachegebiet Oberschle-
 siens, z. B. Lindau, Kr. Grottkau (2),
 Wachtel-Kunzendorf, Kr. Neustadt
 (3), Niemertshöhe, Kr. Neisse (4).

Interessant ist es nun, daß es auch im ge-
 mischtsprachigen Gebiet Oberschlesiens anzu-
 treffen ist oder war. Deutsch-Rassel-
 witz (5) kennt den Flurnamen Überschar noch
 heute, schon früher besaß es einen Pfarracker-
 anteil, der 1679 als „Überscharren“, 1687
 „Überscharen“ in den Visitationsberichten ver-
 zeichnet wurde. Radoschau, Kr. Cosel
 (6), besaß 1687 gleichfalls einen Teil des
 Pfarrackers „auf den überscharen“ (heute?),
 ebenso Kostenthal (7) einen Kirchacker,
 „Kirchen überscharen“ genannt, (noch ge-
 bräuchlich). Dann gibt es noch 3 Vorkommen,
 hinter denen sich verderbte Überscharen ver-
 muten, nicht beweisen lassen. Bei Nieder-
 Radlin, Kr. Rybnik (8), besteht eine Ko-
 lonie, die Romanzow oder „Obschorz“, „Ob-
 schora“ heißt (vgl. Oberschles. Jahrbuch f.
 Heimatgesch. u. Volksk. III, S. 126). Nörd-

lich von Oppeln (9) liegt ein Vorwerk
 „Oberschale“, das schon 1531 als Viehweide
 im Besitze des Oppelner Archidiacons erscheint
 (vgl. Jdzikowski, Oppeln, S. 262 und 344
 und „Schles. Provinzialblätter“ 1867, S. 594).
 In Stauder, Kr. Pleß (10), wird 1514 ein
 Bach auf den „obszary“ erwähnt, die Kirche
 bekam dieses Land zum Geschenk (vgl. No-
 wack, Gesch. d. Landpfarreien d. Archipresb.
 Sohrau 1912, S. 231. — Im Oberschlesien
 benachbarten Kr. Namslau kommt in Deutsch-
 Marchwitz ein „Zebshorn oder Überschare“
 vor. —

Bemerken möchte ich an dieser Stelle, daß im
 Polnischen ein Wort „obszar“ = Raum,
 weite Fläche, Gebiet existiert. Das große
 Warschauer Wörterbuch von Karłowicz,
 Kryński, Niedzwiedzki (tom III, 523) läßt
 diesen Ausdruck auf das deutsche „Überschar“
 zurückgehen, leider ohne die Ableitung näher
 zu erläutern. Zweifelhaft wird diese Ansicht,
 wenn man in Miklosichs „Etymol. Wörter-
 buch“ das Wort obszarni, obszerny = breit,
 geräumig (obz. S. 219) vergleicht. Im Ober-
 schlesischen heißt „na obszorce“ = auf der
 Feldflur.

„Zbytki“ ist die slawische Form für Über-
 schar, kommt z. B. vor in Pawlowitz bei
 Sohrau (11 — Nowack) = 1572 ein Zbytk-
 fower Teich, in Lubom, Ostoberschles. (12)
 = 1679 eine Pfarrwiese „na zbittkach“, in
 Friedersdorf, Kr. Neustadt (13) Zbytki,
 „Ebitke“ in Wilkau, Kr. Neustadt (14
 — fndl. Mitteilung von Herrn Lehrer Rubny),
 ein Wäldchen „Zbytkon“ in Pogrzebin,
 Kr. Ratibor (15). Herr Prof. Dr. Maetschke,
 dem ich eine ganze Reihe vorstehender Bei-
 spiele sowie sonstige fndl. Hinweise verdanke,
 macht mich noch aufmerksam auf die „Ebit-
 schiner Wiesen in Giersdorf, Kr. Namslau,
 die Tschibitschkeacker in Leubel, Kr. Wohlau,
 auf die möglicherweise auch hierhergehörende
 Tschiepferei ebendort und auf 2 Vorkommen
 im Kreise Rotenburg i. L., nämlich in Erela
 „na zbotkach“ und in Weißwasser „Zbytki“.
 Damroth (Ortsnamen Schlesiens, S. 121)
 unterscheidet noch anderen Formen obigen Sinn,
 was mir nicht bewiesen erscheint. Unbekannt
 ist ihm, daß ein anderer Flurname hierher-

gehört, nämlich „Nomiarki“, Namiarki. Diesen Flurnamen habe ich überall falsch erklärt gefunden. Seine richtige Form ist „Nadmiarki“, Bedeutung „Uebermaß, Ueberschar“. Hauptbeweis: eine Urkunde von 1414 über einen Boguscher (bei Myslowitz) na miarek (16), welcher in dem lateinischen Text so erwähnt wird: ... ad eundem mollendum unam supermensuram als namiarek ... (Lustig, Gesch. Myslowitz, S. 16).

Myslowitz selbst (17) besaß früher 52 kleinere Parzellen, welche vor Alters „namiarek, przymiarek“, lateinisch „supermensura“ hießen (Lustig, S. 75). „Nomiarki“ waren ferner eine Kolonie von Hohenlinde = Lagiewnik (18 — Triest), ein bekannter Stadtteil von Königshütte (19), eine Flur von Stollarzowitz, Kr. Beuthen (20), an der Grenze gegen Rokittnitz (Karte von 1800, Schloß Neudeck), ein Pfarracker (na miarek) bei Niekarm, Kr. Gleiwitz, 1679 (21), Grenzfelder in Bernik, Kr. Gleiwitz (22 — Ezmoß), desgleichen in Niechowiz (23). Dazu kommen — derselbe Sinn — „przymiarki“ in Ruhau, Kr. Kreuzburg (24), „domiarki“ in Hohenbirken = Brzezie, östlich Ratibor (25) (1679), „przydatki“ in Dollna, Kr. Gr.-Strehlitz (26). Alle diese Flurnamen haben eine große siedlungsgeschichtliche Bedeutung, beweisen sie doch, daß alle Orte, in denen sie vorkommen, in der Kolonisationszeit neu angelegt oder neu vermessen, in jedem Falle auf deutsches Recht gesetzt worden sind. Vielleicht bekommen wir durch fleißiges Weitersammeln soviel Vorkommen unseres Flurnamens zusammen, daß sich die räumliche, sprachliche oder zeitliche Verbreitung umreißen und kartographisch darstellen läßt, was natürlich für manche andere Fragen sehr aufschlußreich wäre.

Naplatki, Noplatki. „Piacić = zahlen, „piat“ = Pacht, Zins, Miete „naplatki“ Zins- oder Pachtacker. Möglicherweise besteht ein Zusammenhang mit den vorgenannten Flurnamen, vgl. Damroth und die angezogene Myslowitzer Urkunde. Der Flurname tritt sehr häufig auf, z. B. 1. in Salesche, Kr. Gr.-Strehlitz, 2. Groß-Wilkowitz, Kr. Beu-

then (ehemaliges Vorwerk), 3. Schwieben, Kr. Gleiwitz (Vorwerk), 4. Groß-Strehlitz (Naplatek = Einzahl, 1730 Pfarracker), 5. Sucholohna, Kr. Gr.-Strehlitz, 6. Zuzella, Kr. Oppeln, 7. Straduna, Kr. Oppeln (große und kleine Noplatki), 8. Lisjowiz, Kr. Lublinitz (Weiler, 5 alte Freibauernstellen), 9. Dollna, Kr. Gr.-Strehlitz (Gelder), 10. Ratibor (Brunken, 1661 Naplatkehufe), 11. Kreuzenort, Kr. Ratibor (1810 Pfarracker Naplatek, anscheinend abgelegen), 12. Volatitz, Kr. Ratibor (Platzberge — ? —), 13. Pawonkau, Kr. Lublinitz (Ortsteil), 14. Ponischowitz, Kr. Gleiwitz (Pfarracker 1679), 15. Sohrau (Kosmaler Naplatken 1632 wüßt, 1629 Zugaben zum Pfarracker auf Rogoisna zu), 16. in Witoslawitz = Gienzkowitz, Kr. Cosel, noch heute. Walter Krause.

Von der Kerbegeige und Kerbetafel

„Etwas auf dem Kerbholz haben“ ist eine alte Redensart, welche besagt, daß irgend eine Leistung, die eine Person zu erfüllen hatte, dieser durch Einschneiden eines Kerbes in einen Holzstab verrechnet wurde.

Auch im alten Bergbau war diese Art der Zählung und Feststellung der in einer Schicht geschehenen Arbeit anfänglich üblich. Die sich ergebenden Weiterungen, welche durch den Gebrauch des hierbei erforderlichen Messers eintreten, mit dem die Kerbe geschnitten wurden, bedingt waren, forderten gar bald ein anderes Zählsystem, welches für die das Zählen besorgende Person, welche doch gewöhnlich ein alter Bergmann war, leicht zu fassen und auszuführen war. So entstand die Kerbegeige.

Die Kerbegeige (Skrzipka) war ein aus Eichenholz gefertigtes Zählinstrument, das in seiner Form einer Geige ähnlich war und durch ihre geigenähnliche Gestalt sich in einen Rumpf und Hals scheidet. Der Rumpf führte 3 Reihen von 10 Löchern, und der Hals diente als Griff für die Hand des Aufkerbers, d. i. der Person, die das Zählen ausführte. Die Länge des Rumpfes war nach dem Belieben des Herstellers, welcher eine schlaffe oder gedrungene Geige bauen wollte, verschieden, sie wechselte zwischen 10 und 20 cm. Ebenso va-

rierend war die Stärke des Holzes in der Seitenwand, in der sich wiederum 2 Reihen zu 10 Löchern befanden.

Der Gebrauch dieser Zähleinrichtung auf den Erzgruben war folgender:

Bei jedem zweiten Kübel, welchen die Zieherin in dem Laufkarren auf die Halde zum Ausstürzen brachte, rief sie dem auf der Halde die Klinfeler beaufsichtigenden Aufkerber die jeweilige Zahl mit lauter Stimme zu. So z. B. beim ersten Male: „Der zweite das erste Mal! Der Vierte das erste Mal! Der Sechste das erste Mal!“ usw. bis: „Der Zehnte das erste Mal!“ Der Aufkerber vermerkte die gerufene Zahl mit einem Holzpflock, welchen er in die erste der drei Lochreihen der Geige steckte. Diese Reihe stellte die Einer dar. Bei dem weiteren Treiben (Ziehen) vermerkte er die Zehner in der zweiten Reihe bis zehn mal zehn erreicht war. Das erzielte Hundert wurde mit einem dritten Holzpflock in der dritten Lochreihe festgelegt.

Nun bestand aber auch die Förderung des Schachtes in taubem Material, wie Steine, Sand, unreines Erz und Holz. Diese mitgeführten Kübel mußten am Schichtende von der Leistung (Sollzahl) durch den Aufkerber abgezählt und dem Steiger besonders angegeben werden. Sie mußten daher von ersterem darum auch genau verzeichnet werden. Für das taube Material dienten zum Zählen die sich an der Seitenfläche der Kerbegeige befindenden zwei Lochreihen.

Lagen zwei oder drei Treib(förder)schächte derart in der Nähe beisammen, daß ein Aufkerber die auf die Halde fahrenden Zieherinnen übersehen konnte, so besorgte das Zählen der auf den drei Schächten zu Tage kommenden Fördermenge aus Sparsamkeitsgründen ein Aufkerber, welcher alsdann seinem Geschäft eine erhöhte Aufmerksamkeit widmen mußte. Er hatte für jeden Schacht eine Kerbegeige besonders vor sich liegen.

Der Aufkerber war eine Vertrauensperson, und da der Steiger seinen Angaben unbedingt Glauben schenkte, gab es zwischen den Zieherinnen und dem Zähler der geleisteten Arbeit als zwei entgegengesetzten Parteien immer Reibungen und Differenzen. Bezeichnend für die-

sen permanenten Kriegszustand ist nachstehender Spruch im Munde der Erzbergleute:

„Bergmann Pon, Schlepper kon, ciagarka wol, obierac poniewierac a karbowny zlodziej! Zu Deutsch: Der Häuer ist der Herr! Der Schlepper das Pferd! Die Zieherin der Ochse (hier als Zugvieh)! Der Klinfeler als Schicketanz! Und der Aufkerber der Spitzbub! (Weil er den Zieherinnen immer die Kübel wegstritt). Letztere Tatsache brachte auch die Variante: „Karbowny zezyrac!“ Die Zieherinnen behaupteten nämlich, der Aufkerber hätte ihnen die Kübel „weggefressen“. (Zezar.)

Auch heute noch kennt der Bergmann auf allen Gruben eine ähnliche Zähleinrichtung, die Kerbetafel, welche an allen Arbeitspunkten, an denen die Wagen an größeren Mengen zusammenkommen, in Anwendung ist. Die Kerbetafel ist ein Eichenbrett von 40 cm Länge und 25 cm Breite. Sie weist zehn Lochreihen von zehn Löchern auf. In diesen zählt der Bergmann die erreichte Wagenmenge mit einem Holzpflock. Hat der Pflock sämtliche Reihen der Tafel erledigt und die Zahl hundert erreicht, so wird in der unter der Einer- und Zehnerreihe angebrachten Hunderterreihe mit einem anderen Holzpflock das Hundert vermerkt.

Leider ist auf der Kerbetafel nichts für die Zählung des tauben Materials vorgesehen, und so muß der Zähler dieses mit Kreidestrich an einer anderen Stelle anzeichnen. Er bedient sich hierbei der bekannten Methode, die vier Kreidestriche senkrecht schreibt und mit dem fünften, welcher diagonal durch diese geht, die Fünf darstellt. R. F. Mainka.

Zur Volksheilkunde des Beuthener Landes Von Ehrhart Borzußki

I. Mittel bei Krankheiten des Menschen

Abzehrung:

Von dieser Krankheit werden meist Kinder befallen. Sie werden dabei ganz mager und sind nur noch Haut und Knochen. Um dem Abel abzuwehren, nimmt das Volk verschiedene Prozeduren vor. In Königshütte trug man das Kind sechs Freitage hintereinander vor

Sonnenaufgang zum Fleischer, und dort wurde es nackt auf der großen Fleischerwage abgewogen. Nach diesen sechs Freitagen hat das Kind die Abzehrung verloren. Hält der Zustand des Kindes dagegen an, so weiß man, daß dem Kinde nicht mehr zu helfen ist.

In Hindenburg suchte man auf folgende Weise eine Heilung herbeizuführen: Eine alte Zigeunerin hatte vom Kirchhofe die Knochen eines Kindes gebracht. Diese wurden an das Kopfeinde der Badewanne gelegt. An das Fußende kamen Messer und Gabel, übers Kreuz gelegt, zu liegen. Nun wurde das Kind, das bereits mehr tot als lebendig war, in einem Tuche darüber gehalten, wobei zu Kopf und Füßen je ein Licht angezündet und ein Rosenkranz gebetet wurde. Das sollte unbedingt helfen.

In Beuthen O/S. wurde das Badewasser und das Tuch in den Fluß geworfen. Ein dabei gebrauchter Spruch ist unbekannt.

(Nach dem Bericht soll das Königshütter Mittel geholfen haben. In Hindenburg ist das Kind jedoch in kurzer Zeit gestorben.)

Alkoholvergiftung:

Am besten hilft das Trinken von Esels- oder Stutenmilch. (Beuthen O/S.).

Aufgesprungene Hände und Füße:
Dagegen hilft der eigene Urin, der überhaupt als gutes Desinfektionsmittel gilt. (Chechlaw).

Augenleiden:

Anwendung von Kamille und Augentrost (Chechlaw). Einreiben der Augen mit Schnaps. Grüne Petersilie auf die Augen legen und über Nacht zubinden. Die zwischen Einweiß und Schale liegende Haut in rohem Zustande über Nacht auf das Auge legen. (Königshütte). Geweihtes Wasser, Bleiwasser, Kamille anwenden. (Beuthen O/S.). Fällt etwas ins Auge hinein, so bekommt man es mit getrockneten Krähenaugen, die man zwischen Auge und Lid schiebt, wieder heraus. Es gibt aber auch Leute, die so etwas mit ihrer Zunge besorgen. (Chechlaw). Bei entzündeten Augen wird rohes Rindfleisch aufgelegt. Bernickel werden mit dem Spruch: „Bernickel, ich wisch dich mit dem Bettuchzipfel“, den man dreimal her sagt, entfernt. (Beuthen O/S.).

Appetitlosigkeit:

Zum Anregen des Appetits dienen Cardellen, auch Ingwer mit Zucker. (Beuthen O/S.).

Geschwollene Backen:

Warmes Bohnenmehl wird auf einen weißen Lappen gegeben. Das Ganze wird nun auf die Backe gelegt. Darüber kommt Watte. Alles mit einem Tuche verpacken. (Königshütte).

Bandwurm:

Als gutes Bandwurmmittel gilt der Hering. (Beuthen O/S., Chechlaw).

Biß des tollen Hundes:

Am Tage der hl. Agnes geweihtes Brot ist ein guter Schutz gegen den Biß eines tollwütigen Hundes. (Chechlaw). Dem tollen Hunde Haare ausreißen und auf die Wunde legen, hilft sicher. Überhaupt bei Hundebiß anwendbar. (Beuthen O/S.).

Bettlässe:

Gebäckene Mäuse essen! Wird den Kindern unter Angabe, daß es gebratene Späßen seien, gereicht. (Beuthen O/S., Hindenburg).

Beulen:

Kinder schlagen sich in ihrer Unachtsamkeit leicht am Kopf. Die entstehenden Beulen werden mit der flachen Seite eines Messers eingedrückt. (Beuthen O/S., Vorsigwerk).

Blutreinigung:

Tea von Walnußblättern, ebenso Tea von Heidelkrautblüten (Erika) und wilden Stiefmütterchen. (Beuthen O/S.).

Blutstillen:

Gegen starke Blutungen helfen Essigwasser (Beuthen O/S., Chechlaw); Öl, kaltes, oder bei anderen, heißes Wasser (Beuthen O/S., Chechlaw); Arnika, Abbinden und Spinnweben (Beuthen O/S.).

Blattern, Geschwüre auf der Zunge:

Auf die heiße Ofenplatte spucken und sagen: „Leck mich am A...!“

Blähungen:

Trinken von Lindenblütentee. (Beuthen O/S.).

Brandwunden:

Bekannte Mittel sind Firnis, Leinöl. (Beuthen



Oberschlesisches Volksarchiv, Beuthen O/S.

D/C., Chechlaw, Königshütte u. a.). Nachdem die verbrannte Stelle mit Öl bestrichen wurde, muß dieselbe sodann vors Feuer gehalten werden, denn Feuer zieht aus (Chechlaw). Ferner werden zerriebene, rohe Kartoffeln, rohes Eiweiß, Mehl (Beuthen D/C., Chechlaw), Rohrkolbenblütenstaub (Beuthen D/C.), Umschläge von Leinöl, mit Kalkmilch gemischt, Salbei, mit Sahne gemischt (Königshütte), angewandt. Auch soll man die Hand z. B. so lange ins kalte Wasser halten, bis sie nicht mehr brennt und keine Blasen entstehen. (Chechlaw).

Diphtheritis:

Durchgeseihtes Heringswasser, vermischt mit Zitronensaft, zu sich nehmen. (Königshütte). Ebenso sogenanntes Raschu (Anis?). Mit Salz- oder Aniswasser auswaschen bezw. auspinseln. (Beuthen D/C.).

Durchfall:

Getrocknete Birnen (Beuthen D/C.); getrocknete Blaubeeren (Beuthen D/C., Chechlaw, Königshütte); Kakaoschalen (Beuthen D/C.) essen; Reischleim (Beuthen D/C.); Eichelkaffee, Pfefferminztee, das Gemisch von einem Glase abgekochtem und abgekühltem Wasser und zwei gehäuften, großen Löffeln Kaiser-Auszugmehl, die Mischung von einer geriebenen Muskatnuß und einem Glas Muskatwein trinken! (Königshütte).

Erkältung:

Nur Wärme, heiß baden und schwitzen! (Beuthen D/C., Königshütte).

Fieber:

Lindenblüte (Chechlaw); Schafgarbe (auch gegen Fluß) trinken. (Beuthen D/C.). Gegen innere Hitze kalten Kamillentee mit Zitrone trinken (Beuthen D/C.). Gegen kaltes Fieber (Schüttelfrost) wird gleich ins Bett gegangen und viel heißer Tee getrunken, auch Sauerkraut gegessen. (Königshütte).

Flechten:

Um Flechten zu beseitigen, strich man dreimal mit „Fensterweiß“ über die Flechte. Fensterweiß wird der Wasserniederschlag an den kalten Fensterscheiben eines erwärmten Raumes genannt. (Beuthen D/C., Chechlaw, Kö-

nigshütte). In Beuthen wird der Niederschlag auch mit „Fenstertau“ bezeichnet. Der Pfeifensaß, der sich durch Nikotin und Speichel des Rauchers bildet, wird gleichfalls gegen Flechten angewandt (Beuthen D/C.).

Fußschweiß:

Die Füße in Essigwasser baden. Das Mittel hat aber den Nachteil, daß die Kopfschuppen ausfallen. (Beuthen D/C.).

Kalte Füße:

Dachziegel, Mauerziegel oder Wärmeflaschen werden im Ofenrohr heiß gemacht, in Lappen eingewickelt und an das Fußende des Bettes gelegt. Sie sollen so heiß sein, als es der Kranke nur vertragen kann. (Beuthen D/C., Vorsigwerk, Hindenburg, Königshütte u. a.).

Offene Füße:

Diese werden meist durch Plagen der Krampfadern hervorgerufen und sind ein oft auftretendes Frauenleiden. Die Krampfadern werden nun mit Hilfe von 2 Pfg.-Stücken unterbunden (Beuthen D/C.). Auf die Wunden werden Spitzwegerichblätter (babki) und Huf-lattichtee gelegt. (Beuthen D/C., Chechlaw, Goldmannsdorf, Kr. Pleß). Auch Rübenblätter (Beuthen D/C.) nimmt man dazu. Neben diesen Mitteln werden Spinnweben, gekauter Butterbrot (ungefälscht), Honig, Weißkäse (ungefälscht) und gekauter Pfefferkuchen aufgelegt. (Beuthen D/C.).

Geschwüre:

Das allerbeste Mittel dagegen ist gebutterte Muttermilch, die am sichersten bei den eigenen Kindern hilft. (Beuthen D/C.). Honig wird auf ein Läppchen gestrichen und auf das Geschwür gelegt. (Chechlaw, Königshütte). Eine Feige wird in zwei runde Teile (Pritschen) geschnitten und jedesmal eine Pritsche aufgelegt. (Königshütte). Dasselbe wird mit gebratenen Zwiebeln gemacht, wobei immer eine Halbzwiebel aufgelegt wird. (Chechlaw). Dann soll man Schusterpech in den Händen so lange weich drücken, bis es so dünn wie ein Blatt ist. Darauf wird in der Mitte in der Größe des Geschwüres ein Loch gemacht. In dieser Form wird das Pech aufgelegt, damit der Eiter („Zur“-Dreck) herauskann. (Königshütte). Ge-

gen große Geschwüre (Abszess, „Schwager“) werden warme Ruhezkeramente gebraucht. (Chechlaw). Sehr schmerzliche Geschwüre werden dadurch zur Reife gebracht, daß man sie mit menschlichem Kot belegt. Dieses Heilmittel wird ziemlich häufig angewendet, wenn man auch weniger davon spricht. (Mikultschüg). Weitere Mittel sind gekochte Pflaumen, Pfefferkuchenteig, Sauerteig, Kraut und Leinsamen. (Beuthen D/C.).

Gefrorene Stellen:

Einreiben mit Hasenfett. (Beuthen D/C., Chechlaw). Anwenden von eigenem Urin. (Trowog).

Selbsucht:

Durch Erschrecken sollte der Kranke geheilt werden. Zu diesem Zwecke kam ein altes Weib in das Zimmer und spuckte plötzlich dem nichtsahnenden Kranken in die Augen. Das sollte helfen. (Chechlaw).

Geschwulst:

Angewandt werden Meerzwiebeln und ungekochte Butter, ebenso gekochtes Hasenfett. (Beuthen D/C.).

Halskrankheiten:

Als Vorbeugungsmittel soll man am Palmsonntage geweihte Weidenlägchen essen. Dieselbe Wirkung hat der Blasiussegen. (Beuthen D/C., Chechlaw). Bei Erkrankung der Luftwege, Atembeschwerden, Beklemmung sowie Erkrankung der Lunge hilft der Tee vom Gabelstrauch. (Chechlaw). Zum Einreiben des Halses benutzt man grünes Öl. (Königshütte). Die beiden ausgegräteten Hälften eines Salzherings werden bei starken Halschmerzen um den Hals gelegt. Darüber kommt ein Leinwandstück und ein wollenes Tuch. An die Stelle des Salzherings kann auch RäucherSpeck treten. (Beuthen D/C., Königshütte).

Schlechter Haarwuchs:

Den Kopf waschen und mit Zwiebeln oder Brennesseln einreiben. (Beuthen D/C.).

Handschweiß:

Zur Behebung des Übels sollen die Handflächen mit Spiritus eingerieben werden. (Beuthen D/C.).

Heiserkeit:

Leinsamen trinken, mit Zitronenwasser gurgeln. (Beuthen D/C.). Heiße Kamillendämpfe einatmen, mit Salzwasser gurgeln. (Chechlaw). Heiße Milch mit Honig, Butter und Zucker trinken. (Königshütte).

Hexenschuß:

Dieses Übel hat böse, rachedürstige, der Hexerei kundige Menschen zum Ursprung. Diese werfen die Krankheit in die Luft oder in den Fluß. Ungefähr um das Jahr 1887 hat sich bei einem 14-jähr. Mädchen in Königshütte folgender Fall ereignet:

Das Mädchen hatte den Hexenschuß dadurch bekommen, daß ihr Schuh in ein fließendes Gewässer gefallen war und sie ihn, gleich, nachdem er herausgezogen war, wieder angezogen hatte. In der Nacht fühlte sie einen fürchterlichen Stich im Bein. Das Bein schwoll ganz dick an. Aus den vielen Geschwüren, die bald entstehen, sollen auch oft kleine Knöchelchen herauskommen. Das Mädchen hatte damals neun Geschwüre an der Fußsohle. Ihr Vater, damals Heger von Beruf, schoss die Krankheit folgendermaßen aus: Von neunerlei Kräutern, die er in neun kleinen Beuteln gut aufbewahrt hatte, mischte er kleine Mengen zusammen und stopfte sie vorn zur Flinte hinein. Dann hielt er den Lauf in die Ofenöffnung, das Mädchen setzte den kranken Fuß auf den Lauf, und durch die Erschütterung des Schusses (er mußte an die Ofenplatte gehen), verlor es bald die Krankheit. (Nach Handschrift von Karl Gorzel, Rößberg.)

Hier sei noch eine Vorbeugungsmaßregel gegen Übel, die sozusagen in der Luft liegen, abgeschlossen. Wenn sich ein Wirbelsturm erhebt, so soll man schnell ein Kreuzzeichen machen und nicht in den Wirbel hineintreten. Kommt man trotzdem in den Wirbel, so läuft man Gefahr, sich ein Bein zu brechen oder irgend eine andere Krankheit auf den Hals zu laden. (Beuthen D/C.). Hexenschuß wird in fast allen Fällen weggeschossen. (Beuthen D/C., Chechlaw, Königshütte, Kraschew, Kr. Oppeln, Goldmannsdorf, Kr. Pleß, Witoslawitz, Kr. Cosel).

Husten:

Berliner Brusttee trinken, da darin Fenchel,

Anis-, Süßholz- und Eibischtee enthalten sind. (Königshütte). Ebenso hilft Thymiantee. (Chechlaw).

Kater:

Als „Kater“ wird der äußerst schlechte Zustand bezeichnet, in dem man sich nach starkem Alkoholgenuß befindet. Dem abzuweichen, werden Heringe, Gurken und Sauerkraut gegessen, Natron-, Zitronen- und Gurkenwasser, Selter getrunken. (Beuthen D/C.).

Kopfschmerzen:

Krenblätter auf die Stirn legen und zubinden. (Königshütte). Manchmal helfen kalte und manchmal wieder warme Umschläge. (Beuthen D/C.). Einreiben mit Amol oder Karmelitergeist. (Ganz Oberschlesien). Bei starkem Blutandrang nach dem Kopfe werden Blutegel angelegt. (Beuthen D/C., Chechlaw).

Krämpfe:

Der Kranke muß jeden Tag in kaltem Wasser gebadet werden. (Chechlaw).

Kräge:

Die befallenen Teile müssen mit scharfer grüner Seife abgewaschen und mit harten Bürsten abgerieben werden. Darauf wird mit reinem, ungelöstem Schweineschmalz eingeschmiert. (Beuthen D/C.). Ein anderes Mittel ist der Absud junger Birkenblätter. (Chechlaw).

Krebs:

Gegen Krebs wurden und werden die unsinnigsten Mittel angewandt. Unter anderem soll warmer Ruhdung helfen. Weiter getrocknete Kamille und Speckstein als Streupulver. Kalkwasser findet Anwendung, um den Krebs auszubeißen. Lichter werden übers Kreuz auf die kranke Stelle gelegt. Das Geld, das man Verstorbene auf die Augen legt, damit sie geschlossen bleiben, wird gleichfalls auf die Krebswunde gelegt. (Beuthen D/C.).

Läuse, Ungeziefer:

Ein gutes Vertreibungsmittel ist Spiritus, mit dem eingerieben wird. (Beuthen D/C., Chechlaw). Ferner Petroleum, graue Läusefalte und als Radikalmittel das Abschneiden der Haare. (Beuthen D/C.).

Leibschneiden:

Mütter heben die Nabelschnur des Kindes auf.

In pulverisierter Form wird sie dann bei starken Bauchschmerzen verabfolgt. (Beuthen D/C.). Tee vom Schachtelhalm. Umschläge mit gekochten Pflanzen (?), die in einem Säckel aufgelegt werden. Bei Erkaltung neuer Umschlag. (Chechlaw).

Magenleiden:

Magenschmerzen sucht man mit Zimttropfen, Baldrian-, Pfefferminz-, Tausendguldenkraut- und Bitterklee-tee beizukommen. Gut ist auch Rotwein mit abgekochtem Zimt. Tee von Zimtkraut hilft ebenfalls. (Beuthen D/C.). Gegen Magengeschwüre soll Wermut angewandt werden. (Chechlaw), oder Ingwer mit Kognak (Beuthen D/C.).

Masern:

Die Fenster müssen verrammelt sein, damit der Kranke ein warmes Zimmer hat. (Beuthen D/C.). Das Zimmer muß dunkel sein, da Helligkeit den Augen des Kranken sehr gefährlich ist. (Königshütte).

Mandeln:

Auf die geschwollenen Mandeln legen die Leute die Schalen der Flußmuschel. Der Hals wird mit angewärmtem Öl oder Speck massiert. (Beuthen D/C.).

Nasenbluten:

Um das Blut zu stillen, wird Essigwasser angewandt. (Beuthen D/C., Chechlaw). Der Kopf wird nach hinten gelegt. Kaltes Wasser, kalte Packung (Eis) in den Nacken. (Beuthen D/C., Chechlaw, Königshütte).

Nervenkrankheit:

Ein paar Tropfen Eukalyptusöl in eiskaltem Wasser auflösen, und damit den Kopf einreiben. (Königshütte). Baldrian-tee trinken, Zitronenscheiben auf die Schläfen legen. Kalte oder warme Packung ganz individuell anwenden. (Beuthen D/C.). Es kann noch eine Weintraubenkur gemacht werden. Der Anfang soll mit 1 g bis zu 1 Pfd. steigend gemacht werden. Hat man das Pfund erreicht, dann wieder in demselben Maße abwärts gehen. (Beuthen D/C.).

Pocken:

Vor allen Dingen warm halten! (Königshütte).

Pißel:

Zur Anwendung kommen Schafgarben- und Walnußblättertee, Zitronensaft, Borax, zur gekochter Spinat und Kölnisches Wasser. (Beuthen D/C.).

Reißen, Ischias, Gicht und Rheumatismus:

Vor allen Dingen warm halten. (Beuthen D/C., Chechlaw, Königshütte). Umschläge mit eigenem Urin. Entzündene Stellen mit essig-durchtränktem Lehm behandeln. Meerschweinchen in den Hosen tragen. (Beuthen D/C.). Wenn im Frühjahr oder Herbst das Gras in der Frühe vom Tau naß ist, dann soll man barfuß bis zur Erhitzung der Füße im Grafe herumlaufen. Die Füße müssen brennen. Darauf wollene Socken anziehen und sich ins Bett legen. Auch in Brennesseln kann man herumlaufen oder die Glieder mit Brennesseln peitschen. Einreibemittel sind Ameisen-, Kiefern- und Roskastanienspiritus. Der Roskastanienspiritus kann auch getrunken werden. Er ist gut zur Verdauung. Um Ameisenspiritus herzustellen, wird eine Flasche, in der sich Zucker befindet, in die Nähe des Ameisenbaues gelegt. Es dauert nicht lange, und man kann eine volle Flasche Ameisen nach Hause nehmen. Nachher kommt Spiritus hinzu. Das Ganze bleibt ungefähr drei Monate liegen. Je länger, desto besser. Zum Kiefernspiritus werden die jungen Triebe der Kiefer, zum Roskastanienspiritus die Blüten genommen. (Chechlaw). Gegen Reißen hilft nichts. Höchstens 30 mal die Beine herauf- und herunterreiben, das hilft etwas. (Königshütte).

Rose:

Gegen Rose werden die verblühenden, weißen Rosenblätter getrocknet. Damit wird geräuchert, d. h. die getrockneten Rosenblätter werden auf ganz glühende Kohlestückchen gelegt, der Rauch mit Hilfe eines Luches aufgefangen und über die Backen geleitet. (Beuthen D/C., Königshütte). Die Rose wird vom Schäfer durch Beprechen vertrieben. Es werden noch Kreuze mit Tinte gemacht, was helfen soll. (Chechlaw).

Ruhr:

Da die rote Ruhr von Durchfall begleitet

wird, helfen getrocknete Blaubeeren. Gekochte und mit Butter abgemachte Heidelbeere hilft ebenfalls. (Chechlaw).

Seitenstechen:

Hirtentäscheltee trinken! (Beuthen D/C.). Umschläge mit Einfachbier machen. (Königshütte).

Sommersprossen:

Um die Sommersprossen zu beseitigen, muß das Gesicht mit Milch gewaschen werden. Auch vom Milchtrinken bekommt man ein reines Gesicht und eine weiche Haut. (Beuthen D/C., Chechlaw). Die gleiche Wirkung wird erzielt, wenn man das Gesicht mehrere Jahre hindurch mit dem ersten Märzschnee wäscht. (Königshütte).

Schiefer:

Dieser wird mit einem von Speichel benetztem Messer herausgezogen. (Chechlaw).

Schlafkrankheit:

Sobald sich bei einem Kranken eine gewisse Schlassucht einstellt, soll derselbe kalt abgerieben oder oft erschreckt werden. (Beuthen D/C.).

Schlangenbiß:

Die Wunde muß sofort mit dem Munde ausgesogen werden. Man darf aber selbst keine Wunde Stelle im Munde haben, sonst kann man sich vergiften. Nachher soll der Gebissene viel Alkohol trinken. (Beuthen D/C.). Ein anderer Weg zur Heilung ist der, die gebissene Stelle in roher Kuhmilch baden und nachher mit nassem Lehm bekleistern. Das Gesunden der Wunde ist auf diese Weise abzuwarten. (Chechlaw).

Schlucken:

Am besten hilft Erschrecken gegen Schlucken. Weiter wird versucht, durch Zuhalten der Nase und durch Bewegen der Hände das Schlucken zu beseitigen. (Beuthen D/C.).

Schnittwunden

werden mit Arnikatinktur oder kaltem Wasser behandelt, um das Blut zu stillen. (Allgemein). Auswaschen und reinhalten. (Königshütte).

Schnupfen:

Die Schläfen und Nasenlöcher mit Rosmarinsalbe einreiben. (Beuthen D/C.).

Schwisgmittel:

Außer den verschiedensten Tees (meist Lindenblüte!) Fußbad in heißem Wasser mit Viehsalz zusetzen. (Königshütte).

Schwindsucht:

Gegen alle Lungenkrankheiten sind gut das Lungenkraut, gefunden an Bahndämmen, und kleine Gartennesseln. (Königshütte). Ein frisch abgezogenes Kagen- oder Hundefell auf die Brust legen! Hunde- und Kagenfett trinken! (Beuthen D/C., Chechlaw). Sich von Bienen stechen lassen. (Chechlaw). Rindertalg, Gänsefett und starken schwarzen Kaffee, ebenso gekochtes Krautwasser auf nüchternen Magen trinken. (Beuthen D/C.). Ferner in der Frühe mit einem reinen Bettlaken gesammelten Getreidetau trinken. (Eintrachthütte). Hufslattich, Schafgarbentee und Leinsamen trinken. (Beuthen D/C.).

Verstopfung:

Senneblätter! (Königshütte).

Warzen:

Die Warzen abbinden und unter Regenwasser halten. (Beuthen D/C.). In der Kirche während der Wandlung mit der Warze die Erde reiben. Warzenkraut anwenden! (Chechlaw). Mit der Milch des Wolfsmilchkrautes und des Löwenzahnes einreiben. (Beuthen D/C.).

Wundsein:

Bei Kindern wird mit gebutterter Muttermilch behandelt. (Beuthen D/C.). Zum Einstreuen, gewissermaßen als Wundpuder, wird Holzmehl und pulverisiertes Altbrot angewandt. (Chechlaw).

Würmer:

Dagegen werden angewandt Zitrusversamen. (Beuthen D/C., Chechlaw, Königshütte). Schnaps, die Wurzeln des Wurmfarnes (Chechlaw). Verreiben von Knoblauch in der Nabelgegend. (Beuthen D/C., Königshütte).

Zahnleiden:

Bei Zahnschmerzen, besonders bei hohlen Zähnen wendet man die Tabakspfeifenüberreste (Nikotin- und Speicherverbindung) an. (Chechlaw). Gewürznelken und mit Tellenöl getränkte Watte sind gut gegen hohle Zähne. (Beuthen D/C.). Leile von Wespennestern

werden gleichfalls in hohle Zähne gesteckt, wie gegen Zahnschmerzen gebraucht. (Beuthen-Stadtwald). Bei Zahnfleischkrankung wird mit Spiritus eingerieben. (Beuthen D/C.). In Chechlaw wird das Zahnfleisch mit dem Dorn des Kirschbaumes und Weißdorns gestochen. Bei Zahnfistel wird heißes Futtermehl aufgelegt. (Beuthen D/C.). Beim Zahnen der kleinen Kinder wird Lilienwurzel und Altbrot gegeben. (Beuthen D/C., Chechlaw).

Zips und Wichtelzopf:

Zips kommt meistens bei Kindern vor. Damit wird der Zustand benannt, wenn man etwas sieht, gern haben möchte und nicht bekommt. Der Zips zieht alle möglichen schlimmen Folgen nach sich. Die Kinder verdrehen Hände und Füße dabei und werden Krüppel. Auf der Königshütter Chaussee in Beuthen sah ein dreijähriges Mädel Kuchen und bekam nicht sofort davon. Trotzdem ihre Mutter alsbald selbst Kuchen buk, erblindete das Kind auf das linke Auge. Auch der Wichtel- oder Weichselzopf ist eine Folge des Zipses. Er tritt folgendermaßen in Erscheinung: Die Haare verwirkeln sich und wachsen so zusammen, daß man sie nicht mehr auseinanderkämmen kann. Versucht man es gewaltsam, so kann man das Bewußtsein verlieren. Die Krankheit ist lebensgefährlich, da die Sinnesorgane zerrüttet werden. Eine Erklärung gibt an, daß das Haar durch Kummer und Elektrizität elektrisch wird und auf diese Art zusammenwächst! (Königshütte).

Als Allheilmittel dienen beim Volke Amol, Pein-Erpeller, Hinfong-Essenz und Rarmelitergeist, sie werden innerlich und äußerlich und meist ohne Rücksicht auf den Krankheitszustand angewandt.

II. Mittel bei Krankheiten der Haustiere.**Krankheiten der Kuh:**

Wenn eine Kuh nicht tragen will, wird sie zur Ader gelassen. Dasselbe erfolgt bei Kolik. Hat die Kuh ein geschwollenes Euter, wird mit kleinen, zu Johannis geweihten Kränzen geräuchert. Bei Kolik wird das Tier so lange herumgetrieben, bis es schwißt. Grüne Seife wird in den After eingeführt oder mit Pökel-

fleischlauge klistiert. Ein geteertes Strohseil wird gleichfalls noch dem Tier ins Maul gesteckt. (Ehechlaw).

Krankheiten beim Pferde:

Tritt beim Pferde Kolik auf, wird dasselbe Verfahren wie bei der Kuh angewandt. (Ehechlaw).

Hühnerzips:

Im heißen Sommer sterben viele Hühner an Zips. Die Leute erkennen ihn an einer Hornhaut, welche die untere Seite der Zunge bedeckt, und glauben, daß er von heißem Futter komme. Diese Hornhaut wird nun mit einem Messer abgezogen und die Zunge mit Fett, Salz und Pfeffer bestrichen. Dadurch soll der Zips geheilt werden. (Beuthen O/C., Ehechlaw, Mikulshüt).

Ziegenkrankheiten:

Läuse bei Ziegen werden durch Waschung mit Absud des Läusekrautes vertrieben. Blähungen behandelt man mit Massieren, Eingeben von Tausendguldenkraut, Baldrian- und Pfefferkraut, warmem Brantwein und weißem gestoßenem Pfeffer. (Beuthen O/C.).

Grinde bei Schwein und Kaninchen wird mit Petroleum behandelt. (Ehechlaw). Bei Backsteinblattern werden Lehmumschläge gemacht. (Beuthen O/C.).

Bei Verstopfung leistet Rizinusöl gute Dienste. (Beuthen O/C.).

Vom Rotlauf glaubt man das Tier dadurch befreien zu können, daß man es in die Erde eingräbt. (Beuthen O/C.).

Das probateste Mittel ist bei Tieren in allen Krankheitsfällen immer der Fleischer, denn ein Knack bleibt doch zurück. (Beuthen O/C.).

Literatur.

Bystron, Historja w pieśni ludu polskiego. Gebethner & Wolff, Warschau 8^o, 116 S.

Wie der Titel besagt, behandelt der Verfasser hier nur geschichtliche Volkslieder der Polen. Uns Oberschlesier interessieren die Texte, die auf die Kriegsjahre 1866 und

1870/71, ferner auf Maria Theresia und Napoleon Bezug nehmen; darunter sind zwei aus Oberschlesien, ein Napoleonlied und eins auf den Deutsch-französischen Krieg. Die Lieder, welche die Kämpfe um Kamieniec Podolski zum Gegenstand haben, sind insofern für uns von Bedeutung, als wir in ihnen fast den vollständigen Text des Rogerschen Liedes „Trabia, trabia, w hebny bija“ wiederfinden. In der Einleitung geben die Ausführungen über die Bettler und Soldaten als Verbreiter polnischer Volkslieder interessante Aufschlüsse. L. Chrobok.

Malinowski, Zarysy zycia ludowego na Szlasku. Warszawa 1877.

Malinowski hielt sich im Jahre 1869 drei Monate zu volkskundlichen Studien in Oberschlesien auf. Von dem, was er in dieser Zeit sammelt und aufgezeichnet hat, sind für den Heimat- und Volkskundler die Aufzeichnungen von Märchen und sonstigen Erzählungen, Volksliedern und -bräuchen von Wert. Am ausführlichsten berücksichtigt der Verfasser die Marzanna- und Gosiäklieber und beschreibt diese Bräuche. Angeführt sind Texte aus Radzionkau, Goslawitz (Kr. Oppeln), Pogorzelle, Kr. Cosel, Lworek und Kreuzenort (Kr. Zitzanowice), Kr. Ratibor. Die Kreuzenorter Prozession, bei der die Burschen eine eigene Gerechtigkeit üben dürfen, ist ausführlich beschrieben. Aus Petersdorf, Kr. Gleiwitz (Szobiszowice) wird eine Erzählung gebracht, in der die Farnblüte eine Rolle spielt, aus Michalkowitz eine Sage über einen Schatzkeller im Walde, ein Schildbürgerstückchen von den Schönwäldern. Wir hören, daß damals noch in Michalkowitz und Deutsch-Piekar der Brauch bestand, statt der Trauringe aus Myrten oder Gottesholz gefertigte, taler große Kränze zu verwenden, die man den Brautleuten auf das Haupt legte, und die der Geistliche bei der Trauung wechselte. — Die Ausführungen über das ober-schlesische Volk, seine Sprache und Lebensweise sind größtenteils irrig. Malinowski gibt wieder,

was ihm darüber erzählt worden ist; er bringt z. B. das Märchen von dem Heere abgedienter Unteroffiziere, die Fr. d. Gr. auf die ober-schles. Schulen losgelassen haben soll, erzählt weiter, die Oberschlesier hätten deutsch beichten müssen u. a. In dieser Hinsicht müssen die Leser den offensichtlich polnisch-national eingestellten Malinowski durch Geschichtswerke und Berichte, z. B. von Mar Waldau, Bonzel u. a. ergänzen und berichtigen. Oder soll es wirklich zugetroffen haben, wenn Malinowski behauptet: Es gibt (in Oberschlesien) keinen Menschen, der nicht täglich sein Fleisch äße. — Kaffee wird allgemein, auch von den Dienstboten getrunken. — Nur Weiß-, kein Schwarzbrot angetroffen! — Die Schlesier sind im allgemeinen nüchterne Menschen. — Während meines dreimonatigen Aufenthalts habe ich keinen Bettler angetroffen. — Die Oberschlesier lernen nicht gern deutsch. — Diese ins Politische reichenden Angaben abgestrichen, hat das Buch für den Volkskundler viel Wertvolles. Zu dem bereits Erwähnten wären noch hinzuzufügen die Beschreibung ober-schlesischer Trachten, Hochzeitsbräuche, Johannisfeuer, Erbsenbär im Coseler Kreise, Aschermittwoch in Radzionkau u. a. m. L. Chrobok.

Fischer Adam, Djabel w wierzeniach ludu polskiego (= Studja staropolskie. Kraków 1928, 198—209).

Obgleich auf deutscher Seite der Erscheinung des Teufels bereits verschiedene umfangreiche Abhandlungen gewidmet sind, besitzen wir bis heute kein deutliches Bild von der Entwicklung dieser Figur in unserem Volksraum, von der Struktur des sich um sie gebildeten Sagenkreises, von der Sublimierung mit den durch den Teufel verdrängten vorchristlichen Gestalten, von den Assimilationsercheinungen zwischen den anderen, benachbarten Sagenkreisen (Schatz-, Bergwerks-Geist, Wassermannsagen). Gerade die Analyse seines eigenartigen Substitutcharak-

ters würde viel zur Aufhellung vorchristlicher bodenständiger Glaubensart beitragen. Wenn auch die von Fischer gegebene Zusammenstellung des Teufelsglaubens auf polnischem Gebiete nicht dem gewünschten Ziel näher kommt, so erhalten wir doch in seiner Arbeit eine nach Landschaften wohl geordnete Übersicht über die vielfältigen Erscheinungs- und Handlungsweisen des Teufels, die eine Gegenüberstellung unserer Figur leicht ermöglicht.

Schon die Erscheinungsarten des polnischen Teufels sind viel mannigfaltiger. Er tritt als Hund, Ochse, Kasse, als Vogel mit roten Augen auf, als kleiner Mensch in einem roten Frack, mit blauen oder grünen Hosen, mit einem Hut, der vier Hörner trägt. Mit Vorliebe zeigt sich der Teufel in Gestalt von Tieren, die ehemals Opfertiere waren (Ziegenbock, Lamm, Schwein, Pferd...). Er ist Geld-, Schatzhüter, der die Schätze der Geizigen und Selbstsüchtigen so lange bewacht, bis die Seelen dieser Leute erlöst sind. Anderswo stellt man sich ihn gern als großen, mageren Deutschen im Frack vor, der an den Fingern und Beinen scharfe Krallen besitzt. Die meisten Teufel aber halten sich in Sümpfen, auf alten Weiden auf; der Name des Teufels „Kokita“ weist ganz besonders darauf hin. Der in den Sümpfen und Mooren des Olscher Gebietes wohnende Kokita hat die Gruben ersäuft. Auch Boruta ist eine sehr bekannte Teufelsfigur. Wenn man auf einem Kreuzweg pfeift, dann kommt der Teufel und bringt viel Geld. Abgesehen hat man auch Angst, des Teufels Namen auszusprechen. Der Teufel in Gestalt eines Uhus oder einer kleinen Eule sagt Tod und Unglück an. Die einzige Rettung den teuflischen Mächten gegenüber ist das Gebet, das Sichbefeugen und das Spucken nach allen Seiten hin.

Es fällt auf, daß dem Teufel hier viele Züge eigen sind, die bei uns der Wassermann trägt. Auch ist der polnische Teufel nicht in dem Maße bössartig, wie es gemeinlich angenommen wird. Perlick.

M i t t e i l u n g e n / B ü c h e r e d e

Die 6. Ostdeutsche Hochschulwoche

findet vom 2.—6. Oktober im Heimgarten Neisse-Neuland statt. Zur Behandlung kommen Probleme des Ostens.

Redner: Univ.-Prof. Dr. Krebs, Freiburg i. Br. — P. Przywara S. J., München — Akademiedirektor Prof. Dr. Raederscheidt, Bonn — Bundeskanzler a. D. Dr. Seipel, Wien.

Gedächtnisfeier für Robert von Erdberg.

Max Mell, „Das Nachfolge Christi-Spiel“. Am Dichterabend spricht Diegens Schmidt.

Gemeinschaftsfahrt nach Heinrichau.

Prospekte versendet die Kanzlei des Heimgartens. Teilnehmerkarte 10.— M.

Aus der Schönwälder Stiektube

Es regen sich neuerdings Kräfte, um diese liebenswürdige Volkskunst, deren Sammelpunkt, die Schönwälder Stiektube, mit geschäftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, zu erhalten und zu neuem Aufschwung zu stärken. Die Stadt Gleiwitz hat der Stiektube am Ringe im ehemaligen städtischen Verkehrsamt eine würdige Unterkunft gewährt. Wegen einer Übernahme auf die Stadt schweben die Verhandlungen noch. Sie sind dadurch besonders aussichtsreich geworden, daß Herr Oberpräsident Dr. Lufaschek seine besondere Anteilnahme bekundet hat und bei der Neuordnung mitwirken will. Auch die Oppelner Regierung steht bei der Förderung des Werkes in vorderster Linie. Sie hat folgende empfehlende Verfügung erlassen:

Amliches Schulblatt Nr. 13 vom 1. Juli 1929 S. 152

Die Schönwälder Stiektube, gegründet im Jahre 1920, hat sich inzwischen zu einer Einrichtung entwickelt, die nicht nur für die Pflege alter obererschlesischer Volkskunst, sondern auch für die Geltung Oberschlesiens werbend und repräsentativ von erheblicher Bedeutung ist. Es erscheint wünschenswert, daß diese Einrichtung im Interesse der Oberschlesischen Volks-

kunst nach Möglichkeit von der Allgemeinheit weiterhin gefördert wird.

Ich weise daher empfehlend auf die Einrichtung hin und spreche gleichzeitig den Wunsch aus, daß insbesondere die mir unterstellten Behörden, die Lehrerschaft, Vereine usw. bei Geschenken jeglicher Art die heimische Volkskunst, das heimische Kunstgewerbe, das heimische Schrifttum usw. in erster Linie berücksichtigen mögen.

Oppeln, den 18. Juni 1929.

Der Regierungspräsident.

Hoffentlich gelingt es all diesen warmherzigen Bemühungen der berufenen Stellen, der Schönwälder Stiektube ein Weiterwirken frei von drückenden Sorgen zu ermöglichen.

Dr. Schoerner, Statistisches Handbuch der Stadt Beuthen, Oberschlesien.

1927, Jahrbuch: 1. Folge.

Das vorliegende Handbuch ist ein Ergebnis der Arbeit des Statistischen Amtes der Stadt Beuthen. Wenn Beuthen als erste obererschlesische Stadt eine solche statistische Arbeitsstelle einrichtete, so ist dies, neben manchem andern, zunächst ein schöner Ausdruck zielstrebigem kommunalen Schaffens, dann aber auch eine durch ganz außergewöhnliche Verhältnisse bedingte Notwendigkeit: Durch die Teilung Oberschlesiens ist Beuthen vor völlig veränderte Verhältnisse gestellt worden. Die Stadt verlor ihr gesamtes Hinterland und den 18 000 Einwohner zählenden Stadtteil Friedenshütte (Schwarzwald). Beuthen wurde auf einmal eine arg eingeschnürte Halbinsel des reichsdeutschen Südostens, ein vorgeschobener und deshalb ganz wichtiger Posten deutscher Arbeit und Geltung.

Das Handbuch gibt einen Überblick über das kommunale Leben bis zum Jahre 1927, unter Berücksichtigung auch der Vorkriegszeit. Der letzte gedruckte Verwaltungsbericht war 1912 erschienen.

Ohne auf Einzelheiten eingehen zu wollen,

kann hier gesagt werden, daß das 204 Seiten starke Werk überaus lehrreich und ein praktisches Hilfsmittel ist für alle Zweige der kommunalen Forschung und Betätigung, beispielsweise kommunalpolitisch, volkswirtschaftlich und kulturell. Scz.

Die Volksbücherei, Blätter für obererschlesische Volksbüchereiarbeit, zugleich Mitteilungsblätter der Staatl. anerf. Volksbüchereiberatungsstelle Neisse O., herausgegeben von Richard Schmidt. I. Heft 4/5 vom 15. März 1929, 143 Seiten.

Dieses wertvolle Sonderheft ist der obererschlesischen Schülerbücherei gewidmet. Das Geleitwort schrieb Regierungsdirektor Dr. Weigel. Es folgen die Ministerialerlasse über Schulbücherei. Richard Schmidt, der Leiter der staatl. anerkannten Volksbüchereiberatungsstelle in Neisse und der Schriftleiter der vorliegenden Blätter, spricht über Sein und Sollen der Schülerbücherei, Regierungsverordnungen und Schulrat Manderla über „Die besondere Aufgabe der Schülerbücherei im obererschlesischen Grenzlande“. Über den Stand der Jugendschriftenfrage berichtet Albert Kumpf, über die Einstellung der Mädchen zum Jugendbuch Emma Wisniewer. Schulrat Lehmann gibt eine „Psychologie des obererschlesischen Landkinds“ (vgl. auch Februarüberschlesier 1927), Schulrat Grossel erörtert den „Bestandsaufbau einer Schülerbücherei“ und spricht über „Das Kinderbuch“. Außerdem seien noch folgende Arbeiten erwähnt: „Schülerbücherei und Volksbücherei“ (E. Warlo und R. Schmidt), „Die Schülerbücherei der Berufsschule“ (A. Weisbrich), „Schülerbücherei-Praxis und Technik“ (G. Peters).

Franz Xaver Seppelt: Geschichte des Bistums Breslau (Real-Handbuch des Bistums Breslau, I. Teil).

Breslau, Fürstbischöfliches Ordinariat 1929, 134 Seiten. Ungebunden 4 M.

So sehr es scheinen will, daß wir an zusammenfassenden Büchern über die Geschichte des Bistums Breslau keinen Mangel haben, so sicher fehlte doch bisher eine wissenschaftliche

Darbietung dieses Gegenstandes. Wer wird, außer dem Forscher, der einen bestimmten Kundenabdruck sucht, heute noch zu dem dreibändigen, völlig unübersichtlichen und veralteten Werke von Johann Heyne (1860—68) greifen? Auch die Kirchengeschichte Schlesiens für Schule und Haus von Johannes Ehraszcz (1908) konnte von vornherein nicht völlig befriedigen, wenngleich das Urteil Lambert Schultes (Historisches Jahrbuch der Görresgesellschaft 1910, S. 89—107) über dieses Werk allzu scharf erscheint. Karl Rastners Kirchengeschichte Schlesiens (1920) dient in erster Linie Schulzwecken, und desselben Verfassers neueres Buch „Breslauer Bischöfe“ (1929) wie Joseph Jungnis' „Grabstätten der Breslauer Bischöfe“ (1895) bieten ihre kurzen biographischen Daten ohne pragmatische Zusammenhänge. Letztere erstrebte der von Lambert Schulte bearbeitete „Überblick über die Geschichte der Bischöfe von Breslau“ im letzten größeren Handbuch des Bistums Breslau (1912), und brachte in gedrängter Kürze (12 Seiten) J. K. Seppelts meisterlicher Aufsatz „Die katholische Kirche in Schlesien“ in der Schlesischen Landeskunde, Geschichtliche Abteilung, herausgegeben von Franz Kampers 1913. Beide Arbeiten waren durch ihre Verbindung mit den betreffenden Werken einem größeren Leserkreis von Anfang an nicht zugänglich, und sind auch heute in Einzelheiten durch die fortschreitende wissenschaftliche Erkenntnis überholt. Somit ist die neue Arbeit Seppelts eine allseits erwünschte Gabe, die darum auch sofort in den ersten Wochen nach ihrem Erscheinen eifrig gekauft wurde.

Zum ersten Male haben wir einen durchaus glücklichen Versuch einer Periodisierung der Breslauer Bistums Geschichte vor uns. In sechs Abschnitten wird behandelt: 1. Das Bistum in slawischer Zeit. 2. Das 13. Jahrhundert, die Zeit großer Bischöfe. 3. Die Glanzzeit des Bistums im 14. Jahrhundert. 4. Die Zeit des Niederganges des Bistums im Spätmittelalter. 5. Die Zeit der Reformation und Gegenreformation. 6. Von der preussischen Besitzergreifung bis zur Gegenwart. Als Anhang erscheint ein kurzes Verzeichnis der Breslauer Bischöfe (nur Namen und Jah-

reszahlen), ein ebensolches der Weihbischöfe, und eine Zusammenstellung über Umfang und Grenzen des Bistums (4 Seiten).

Daß Seppelt die kirchengeschichtlichen, kirchenpolitischen und kulturgeschichtlichen Zusammenhänge aus der Fülle seines Wissens, mit kritischer Schärfe und in fesselnder, abgerundeter Darstellung bieten würde, war von vornherein zu erwarten. Daß dies aber auf etwa 122 Seiten Text möglich wurde, erhebt die Arbeit aus dem Bereiche reiner Wissenschaftlichkeit in das Gebiet der Darstellungskunst, von der uns der Verfasser ja schon mancherlei Proben gegeben hat.

Gern hätte ich am Schluß noch eine kurze kritische Bibliographie der Bistumsgeographie und ein Register aller Orts- und Personennamen gesehen. Beides wird sich vielleicht bei der zu erwartenden Neuauflage anfügen lassen.

Karl Bretschneider.

Hans Carossa, Rumänisches Tagebuch, Insel-Verlag, Leipzig, 1926, 188 S.

Kriegserinnerungen eines deutschen Feldarztes, die, ohne sich aufzudrängen, zu dem Besten und Eindringlichsten gehören, was bisher aus dem Weltkrieg literarisch gestaltet worden ist.

Dr. Leo Wittschell, Die völkischen Verhältnisse in Masuren und dem südlichen Ermland,

Hef V der Veröffentlichungen des Geographischen Instituts der Albertus-Universität zu Königsberg, Verlag L. Friederichsen & Co., Hamburg, 1926, Ladenpreis 15 M.

Der Geograph Hettner sagte einmal: „An die theoretische Wissenschaft muß immer eine praktische oder angewandte Wissenschaft anknüpfen, die die Erkenntnis der Wahrheit den Zwecken des Lebens dienstbar macht.“ Diesem berechtigten und gerade heute durchaus notwendigen Grundsatz folgt die vorliegende grenzlanddeutsche Veröffentlichung. Sie gibt ein wahrheitsgetreues und möglichst geschlossenes Bild von den völkischen Verhältnissen in Masuren und dem südlichen Ermland, also jenen Gebieten Ostpreußens, die man nach dem Kriege für Polen reklamieren wollte. Das für Deutsch-

land glänzende Ergebnis der Volksabstimmung vom 2. Juli 1920 erwies bereits den deutschen Charakter jener Gebiete. Nun wirbt diese Schrift auf wissenschaftlichem Wege für die gleiche Erkenntnis.

Gerade für uns Oberschlesier ist diese Arbeit sehr lehrreich und anregend. Cz.

Heimatkunde des Kreises Rosenberg, D/G., herausgegeben von Rektor Wonschik und Schulrat Dwucet, Verlag A. Jaschke Nachf., Rosenberg, 68 Seiten.

Diese schlichte und bei aller Bescheidenheit eindrucksvolle Heimatkunde ist ein Volksbuch im weitesten Sinne; nicht nur die Volksschule vom 4. Schuljahre ab, sondern auch die Schüler höherer Lehranstalten und Erwachsene aller Bildungsschichten geht dieses Büchlein etwas an. Allen bietet es Belehrung und Heimatfreude; es regt aber auch an, der weiteren Entwicklung und Hebung des Kreises die Kräfte zu geben. Ich verweise beispielsweise auf den Anhang I „Wichtiges über die Meliorationen im Kreise Rosenberg“.

Ein Volksbuch ist das Büchlein aber auch in jenem schönen Sinne, daß so ziemlich alle, die als heimatpflegliche Persönlichkeiten im Kreise Rosenberg wirken, ihre Mitarbeit den Herausgebern zur Verfügung stellten.

Die Fürstliche Brauerei Lichau,

ein Überblick über die 300-jährige Entwicklungsgeschichte, verfaßt von Georg Büchs.

In diesem Jahre beging die Fürstliche Brauerei Lichau im Kreise Pleß, also im abgetretenen Ostoberschlesien die Feier ihres 300-jährigen Bestehens. Die Festschrift ist ein umfangreiches und stattliches Buch auf bestem Kunstpapier geworden, geschmückt durch sehr viele gute Bilder von Max Steckel-Kattowitz. Den Text schrieb Georg Büchs in Pleß, der ja unsern Lesern als Mitarbeiter im „Oberschlesier“ bereits bekannt ist. G. Büchs schildert die geschichtliche Entwicklung des weitbekannten Lichauer Brauunternehmens und gibt damit einen beachtlichen Beitrag zur Heimatkunde. Aufschlußreich ist u. a. auch die schematische Darstellung der Lichauer Biererzeugung

von 1867 bis 1927. Danach hatte das begehrte Lichauer Bier die Jahre vor dem Kriege seinen Höchststand bezüglich der Produktion erreicht; im Kriege sank die Ziffer, stieg jedoch nach Kriegsende, um dann nach der Abtrennung von Deutschland wieder zu sinken. Seit einigen Jahren verfolgt die Produktion wieder eine aufsteigende Kurve, ein Beweis dafür, wie die Leitung auch unter den so veränderten Verhältnissen die Lage mit Erfolg meistert. Unter diesem Gesichtswinkel gesehen, dürfen wir uns über dieses deutsche Buch freuen, auch dann, wenn wir zufällig dem Biere als solchem nicht hold sein sollten. Cz.

Der Leidensweg des oberschlesischen Volkes von Heinrich Otto Olbrich. Verlag Priebatsch, Breslau.

Es ist das erste Werk, das die Geschichte Oberschlesiens vom Jahre 1919 bis zum Jahre 1922 schreibt. Wie schwer es ist, schon jetzt ein ruhiges und gut abgewogenes Urteil über jene aufgeregte Zeit zu fällen, zeigt dieses Buch. Wertvoll ist es durch die vielen Zitate aus Zeitungen und Dokumente. Vielleicht kommt eine Vertiefung in späteren Auflagen. Dr. B.

Künstler Schlesiens, III. Buch,

herausgegeben vom Künstlerbund Schlesien, Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau, 1929, Preis geb. 8.— M., 85 Seiten.

Georg Nerlich, der die Herausgabe dieser schönen Kunstmappen besorgt, gab auch die Anregung, die im Künstlerbund Schlesien zusammengefaßten Künstler in Bild und Wort vorzustellen. Das erste Buch dieser Reihe erschien 1925, das zweite unmittelbar darauf. Im 3. Band werden gewürdigt Paul Dobers, Paula Grünfeld, Alexander Kanoldt, Ludwig Meidner, Thomas Myrtek, Alfred Nückisch, Gustav Delsner, Paul Plontke und Friedrich Rückert.

Aber die im oberschlesischen Künstlerbund vereinigten heimatischen schöpferischen Kräfte unterrichtet u. a. die 3. Bt. in Oppeln eröffnete Kunstausstellung, über die wir ausführlich im nächsten Hefte berichten werden.

Werner Milch / Hermann Stehr

Verlag Priebatsch. Oppeln-Breslau.

Werner Milch legt seinen zum 65. Geburtstag Hermann Stehrs in der schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur zu Breslau gehaltenen Vortrag nunmehr als Broschüre gedruckt vor.

Entsprechend seinem in einer Voruntersuchung erörterten Begriff von den Aufgaben der Literaturgeschichte (abgegrenzt gegen die der Literaturkritik) untersucht Milch Stehrs Werk im Zusammenhange mit einer in sich geschlossenen Entwicklung, die relativ beendet, von anderen Entwicklungen abgegrenzt ist. Dem Literaturgeschichtler erleichtert diese Aufgabe im vorliegenden Falle der Umstand, daß Stehrs Werk sich bewußt in eine Tradition einstellt.

In der Absicht, Stehrs Werk über das der sozialen Romanciers hinauszuhoben und seinen Sinn an seinen äußersten Wurzelnenden zu ergraben, gelangt der Verfasser zu leicht mißverständlichen Zuspitzungen. Wenn er meint, Stehr „sei nie ein Revolutionär gewesen“, so kann dem getrost entgegengesetzt werden: gottlob ist er es bis heute! Nur ist zu unterscheiden, daß die sozialen Romanciers von Absichten geleitet werden, Stehr stets von einem Sinn, auch wäre Stehrs Aufrührertum besser mit dem Worte „Empörung“ zu benennen. — Hätte Stehr nicht mit jedem seiner Werke auch für die „Verbesserung der menschlichen Einrichtungen kämpfen“ wollen, so erschienen sie ihm selber für höchst vergeblich geschrieben, der von seinem Dichtertum bekennt:

„Wenn ich die Welt nicht umgestalten wollte, sagt mir, warum ich singen sollte.“ — Freilich dringt er zuerst auf die Besserung der Träger der Einrichtungen, auf die Besserung des Einzelnen vor der Gemeinschaft. Die Einrichtungen von den Trägern zu trennen, ist nicht nach Stehrs Geist.

Die Einteilung des Stehrschen Werkes in eine psychologisch-naturalistische, eine mythisch-legendäre und eine mystisch-philosophische ist eine die Form betreffende, ungefähre, und schließt die von Milch festgestellte einheitliche Fragestellung nicht aus: wie ordnet sich der Einzelne in die Gesamtheit ein?, derzufolge Milch das

Werk in zwei Gruppen, die verzweifelnden und die glaubensstarken, einteilt. —

Das schlesische Wesen des Dichtwerkes erläutert Milch aus Stehrs eigener Abhandlung über den Schlesier und dessen Bestimmung durch Nadler. Was Stehr sagt, das weist Milch schließlich nach, gehört der Tradition an, die schlesisch ist. Wie er es sagt, ist seine Kunst. Milchs Schrift ist wertvoll, indem sie manchen Einblick in Stehrs Werk verschärft, auch manchen neuen schafft. — Willibald Köhler.

Die Ilias

Deutsch von Albrecht Schaeffer. Verlag Lambert Schneider, Berlin-Dahlem. 1929. Leinengebunden M 5.50.

Homers Ilias in neuem deutschen Sprachgewande. Es gehört sicher viel Idealismus dazu, ein Buch neu zu verdeutschen, von dem schon Übersetzungen vorliegen und das sicher kein Kassenerfolg werden wird. Es ist eine Binsenwahrheit, daß Homers Ilias zu den bleibenden Werken der Weltliteratur gehört. Aber auch hier gilt: das Werk möchte weniger erhoben, doch fleißiger gelesen sein. Sind die Zeiten des deutschen Idealismus wirklich endgültig vorüber? Haben uns die Weisheiten des Altertums nichts mehr zu sagen? Fast möchte man's meinen, wenn man die neuesten „Bucherfolge“ kennt. Immer nur recht saftig und eindeutig, dann kauft's die Menge. Solch ein Buch nennt man dann so schön „aktuell“, zeitgemäß. Solch ein Machwerk soll die wahre Linie der Weiterentwicklung der Menschheit bilden — leider nur in eine schiefe Richtung. Auffallen muß man, dann beschäftigt sich alle Welt damit und der Kassenerfolg ist da! Nun wird hier Homers unvergängliche Ilias in einer so trefflichen Verdeutschung geboten,

die sich bemüht, Form, Sprache und Geist des Urtextes getreulich zu erfüllen. Wir wünschen dem ausgezeichneten Buche, das auch äußerlich im vornehmen Gewande auftritt und noch dazu so billig ist, größte Verbreitung. Dr. B.

Das kleine Staatsbürger-Lexikon

von F. Steinwart. Verlag A. Vollmer, Münster i. W. 21. Aufl., 1929.

Das Buch will ein Ratgeber in allen staatsbürgerlichen Angelegenheiten sein. Es enthält im 1. Teile eine gedrängte Darstellung des bürgerlichen Rechtslebens (Bürgerliches Gesetzbuch, Handel, Verkehr, Gewerbe, Arbeitsrecht). Im 2. Teile wird das staatliche Leben behandelt. Ein recht gutes Buch zur ersten Einführung. Dr. B.

„Englisch lernen, ein Vergnügen“

von Mac Callum. Verlag R. Piper & Co., München. Mit 45 Zeichnungen. Flexibel kart. 4,20 M., in Ganzleinen 5,50 M.

Professor Mac Callum, der berühmte Englischlehrer an der Wiener Universität und des Wiener Rundfunks bietet auf 175 Seiten in geradezu erstaunlicher Weise die Möglichkeit, englische Grammatik und englische Sprache zu erlernen. Unbeschwert durch wissenschaftlichen Ballast, aber doch streng methodisch lehrt das Buch unmerklich und geradezu spielend die Geheimnisse der englischen Sprache. Schnell, leicht und sicher und mit viel Humor führt uns das Buch. Es ist wirklich ein Vergnügen, hiernach Englisch zu lernen. Der beispiellose Erfolg des Buches, von dem innerhalb der ersten drei Wochen 10 000 Exemplare verkauft wurden, ist ein schlagender Beweis für seine Güte.

Dr. B.

Alle Zuschriften, sowohl verlegerische als redaktionelle, bitten wir an den Herausgeber, Rektor Karl Czgodroß in Kolonoswka D/Schl. zu richten.

Rumänischer Tanz.

v. Hermann Kirchner.

Allegro moderato

First system of the musical score, featuring a treble and bass staff in B-flat major. The treble staff begins with a piano (*p*) dynamic and contains a series of eighth-note runs. The bass staff provides a harmonic accompaniment with eighth notes.

Second system of the musical score. The treble staff starts with a forte (*f*) dynamic and features a rapid sixteenth-note passage. The bass staff continues with eighth-note accompaniment. The system concludes with a piano (*pp*) dynamic and a tempo change to *poco rit.*

Third system of the musical score. It includes a tempo change to *poco rit.* and a *quaritrillo* (quadruple trill) marked *atempo* in the treble staff. The bass staff is marked *mf*. The system ends with a *p* dynamic.

Fourth system of the musical score, continuing the piece with eighth-note runs in both staves. The treble staff includes a five-finger trill (*5*) in the final measure.

First system on the right page, continuing the musical piece with eighth-note patterns in both staves.

Second system on the right page. The treble staff features a trill (*tr*) and a *p* dynamic. The bass staff is marked *mf*. The system includes various articulations and slurs.

Third system on the right page. The treble staff has a *cresc.* (crescendo) marking. The bass staff is marked *mf*. The system features complex chordal textures and slurs.

Fourth system on the right page, concluding the piece. It features a trill (*tr*) and a final measure marked *Imo* (Imo). The system includes a forte (*f*) dynamic and various articulations.

tr II do

f

Die grünen Jäger.

(Karl Römer.)

Hermann Kirchner, Op. 61 II

Mäßiges Marschtempo. (2 ♩.)

Gesang.
(2. Stimme nach Belieben.)

Laute.
(Gitarre.)

Klavier.

f

Ped. 5 * *Ped.* *Ped.* *Ped.* *

(mf) 1. Wer soll dein Lieb - ster wer - den, du Mäd - chen hübsch und fein? Von all den grü - nen
(p) 2. Wo warst du heut' spa - zie - ren, du Mäd - chen hübsch und fein? Mit mei - nem grü - nen
(mf) 3. Er will mir Treu - e hal - ten, ich soll sein ei - gen sein, er steckt' mir an den
(f) 4. Man hört ein lu - stig Bla - sen, weit durch die Gas - sen hin, das sind die grü - nen
*) *(p)* 5. O wei - ne nicht, mein Mäd - lein die Äug - lein gar so trüb, (mf) heut' die und mor - gen

mf

mf

Ped. 5 *Ped.* *

*) Die 5. Strophe anfangs ein wenig langsamer, von „Tra-pi“ an bis zum Schluß schneller.

1. Ja - gern der schön - ste soll es sein. (p) Tra - ri, tra - ra, tra - ri, tra - ra, der schön - ste soll es sein.
 2. Ja - ger war ich im grü - nen Hain. (p) " " " " " (mf) war ich im grü - nen Hain.
 3. Fin - ger ein gold - nes Rin - ge - lein. (pp) " " " " " (p) ein gold - nes Rin - ge - lein.
 4. Ja - ger, die fröh - lich wei - ter ziehn. (f) " " " " " (f) die fröh - lich wei - ter ziehn.
 5. je - ne, das ist Grün - jä - ger lieb'. (p) " " " " " (mf) das ist Grün - jä - ger lieb'.

Ped. Ped. Ped. Ped. *

1. sein. Tra - ri, tra - ra, tra - ri, tra - ra, der schön - ste soll es sein.
 2. Hain. (f) " " " " " (p) ein gold - nes Rin - ge - lein.
 3. lein. (pp) " " " " " (f) die fröh - lich wei - ter ziehn.
 4. ziehn. (f) " " " " " (ff) das ist Grün - jä - ger lieb'.
 5. lieb'. (f) " " " " " (ff) das ist Grün - jä - ger lieb'.

Ped. Ped. Ped. Ped. *

Peterle und Eberle. (Ein alt lustig Tanzliedlein.)

Hermann Kirchner, Op. 74.

Im gemüthlichen Tanzschritt.

Gesang.
 (2. Stimme nach Belieben.)

1. Da dro - ben am Ber - ge, wo der Wind so stark weht sind
 2. Spricht Pe - ter - le zum E - ber - le: Mein Strumpf hat ein Loch! Spricht
 3. Spricht E - ber - le zum Pe - ter - le: Wie schmeckt dir der Most? Spricht
 4. Und wenn mei - ne Mut - ter den Topf - ku - chen backt, so
 5. Und wenn dann mein Va - ter den Ha - sel - stock schwingt, so
 6. Spricht Pe - ter - le: Da un - ten am Bach steht ein Haus, da
 7. Mein Schat - zerl, spricht E - ber - le, hat Zahn', weiß wie Schnee, sie
 8. Spricht Pe - ter - le zum E - ber - le: Gut Freund laß uns sein und
 9. Ja, Pe - ter - le und E - ber - le sind kreuz - bra - ve Leut', und

Laute.
 (Gitarre.)

Klavier.

Pedalwechsel bei jedem Takte.

1. Pe - ter - le und E - ber - le und tan - zen Me - nu - ett:
 2. E - ber - le zum Pe - ter - le: Ich stopf' dir's heut' noch:
 3. Pe - ter - le zum E - ber - le: Ich hab' noch kein'n kost.
 4. bin ich der er - ste, der g'schwind dar - an knackt:
 5. bin ich der er - ste, der g'schwind da - von springt:
 6. schaut mein Herz - lieb - chen zum Fen - ster her - aus:
 7. sind ihr all' ein - g'setzt, drum tun's ihr nit weh.
 8. foppt mal uns, so Bub - uns, so schla - gen wir drein:
 9. wenn sie nit g'storbn sind, so tan - zen sie noch heut':

Mal rechts rum, mal links rum und

mit - ten grad aus, mal rechts rum, mal links rum und mit - - ten grad aus.

f *Belebter*



Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur



TELEFUNKEN -

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken - Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.

Fernruf Stephan 37089.

Hansabank Oberschlesien

Aktiengesellschaft
Beuthen O.-S.

Zweigstellen in
Gleiwitz, Hindenburg
Kreuzburg, Oppeln
Rosenberg

Depositenkassen
in Landsberg
Mikultschütz
Pitschen

Ausführung sämtl.
bankmäßigen
Geschäfte
zu vorteilhaften Bedingungen

Die Programme

der Schlesischen Sender
werden reichhaltig
illustriert und erläutert
in der

Schlesischen Funkstunde

dem einzigen offiziellen
Organ der Schlesischen
Funkstunde A. G.

Schlesischer Funkverlag
G. m. b. H.
Breslau 18 / Im Sendehaus.

Röhrengerätbesitzer lesen
Ausgabe B mit genauem
Europaprogramm!

Schütze Dein Auge!

Rat und Hilfe durch die

Optische Zentrale

Inh. C. H. Hauschild, Oppeln
Krakauer Strasse 32 — Tel. 510

Brillenlieferung für sämtl. Krankenkassen
Billigste Preise!

Alle Rezeptsachen u. Reparaturen sofort



Uhren,
Gold- und
Silberwaren
gut und preiswert
bei

C. H. Hauschild
OPPELN

Tel. 510 Krakauer Str. 32 Tel. 510
Eigene Reparaturwerkstatt!

Schlesische Monatshefte

Eine Heimatzeitschrift von wirklich
ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern
zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schrei-
benden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und
europäischen verbinden. (Aus unserer Anerkennungsmappe)

Das repräsentative Organ für
Kultur und Schrifttum der Heimat

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei
durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

Oppelner Kaffee-Rösterei Ernst Herrmann, Oppeln O.-S.

Krakauer Straße 37

Telefon Nr. 193

Der gute Bohnen-Kaffee

von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma
in den Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund
Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

Alfons Hayduk und Anton Hellmann

„Der Heilige Berg“

Ein St. Annabergbüchlein

Preis in farbigem Umschlag nur 90 Pf.

Aus dem Inhalt: Heiligtum des Volkes — Wallfahrt — Ein Wallfahrtstag auf dem Annaberg — Sankt
Annen-Legende — Über die Ströme der Zeit — Die Historie vom Annaberge — Heldengräber am St. Anna-
berge — Wie kamen die braunen Brüder auf den Annaberg? — Mariensegen — Der Einsiedler vom Annaberg
— Hochwürden trägt Steine — Der Spuk auf dem Annaberge — Das schlafende Heer — Du heiliger Berg.

Diese Schrift sollte in keinem oberschlesischen Hause fehlen.

Die „Kreuzburger Nachrichten“ schreiben: „Zwei Berufene, der bekannte Heimatdichter Alfons
Hayduk und Anton Hellmann, der als vorzüglichster Kenner des Annaberges gilt, haben das Büchlein
geschrieben, dessen gelungene Beiträge in Vers und Prosa ein vielfarbiges Mosaik des Heiligen Berges
ergeben. Historie und Sage, fromme Legende und Spuk, zarte Stimmungen, belehrende Schilderung,
heimatfeliges Dichterlob — dies alles umrankt dornröschenähnlich den romantisch-verträumten Gipfel und
will den Leser mit Schwingen machen wie der helle Sonntagsmorgenklang der Klostersglocken, die weithin
über oberschlesische Land tönen. Solch ein heimatverbundenes Büchlein bedarf wirklich keiner besonderen
Empfehlung. Es gehört in jedes lesefrohe Haus, in jede Schule, in jede Bibliothek, denn es ist ein rechtes
Volksbüchlein, das jeden beschenkt mit dem Segen des Heimatberges, sei er jung oder alt, arm oder reich.

Priebatsch's Buchhandlung, Oppeln u. Breslau.

Die Zeitschriften des „Ostland“-Verlages

„Schwarze Diamanten“

Blätter für das deutsche Haus im deutschen Osten

und

„Das junge Oberschlesien“

Blätter für heimatliche Kulturarbeit im Geiste der
jungen Generation

gehören in jedes deutsche Haus unserer Grenzmark!

„Ostland“ Druck und Verlag Beuthen D/G.

Zur Hundertjahrfeier 1928



Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzückendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven“ — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag

Zürich-Leipzig-Wien.

Die gediegene Geschäftswelt

*gibt ihre An-
zeigen dem*

„Oberschlesier“

*Man verlange den
Anzeigentarif!*

Kindermeßbüchlein

zur stufenweisen Einführung in Wesen
und Texte der heiligen Messe und in
den Gebrauch der Laienmeßbücher

herausgegeben von Pius Bihlmeyer O.S.B.

Schott Nr. 6

für Unterklassen

Das Kind bei der heiligen Messe

Ganz einfache kindertüm-
liche Meßgebete mit vielen
zum Teil farbigen Bildern

104 Seiten

Geb. in Halbleinw. 1 M., in Leinwand 1.40 M.

Schott Nr. 7

für Oberklassen

Zum Altare Gottes will ich treten

Viele liturgische Meßgebete, dem
Verständnis der Kinder ent-
sprechend gekürzt; 17 Bilder
296 Seiten

Geb. in Halbleinw. 2 M., in Leinwand 2.50 M.

Verlag Herder / Freiburg im Breisgau



**Erdmann Raabe
& Oppeln**

Graphische Kunstanstalt

Buchdruck • Steindruck • Lithographie
Buchbinderei • Alle vorkommenden Arbeiten
prompt u. preiswert • Verkauf aller Papiere
Bürobedarf • Büromöbel
Photographischer Bedarf

Hospitalstraße Nr. 1
Ring Nr. 16 • Fernruf Nr. 23



Dr. von Richthofen